8. Dezember 1928. **Nr. 50.** 78. Jahrgang.

Verlagsbuchhandlung Moritz Perles, Wien, I., Seilergasse 4. Pränumerationen nimmt entgegen der Verlag sowie jede andere Buchhandlung.

Postsparkassen-Konto Moritz Perles, Wien, Nr. A-1.349.

Der Bezug dauert stets bis zur ausdrücklichen Abbestellung fort.

Alleinige Anzeigen- und Beilagen-Annahme durch die Annoncen-Expedition Bock & Herzfeld, Wien, I., Adlerg. 6.

Der Abonnementspreis beträgt mit Postzusendung pro Vierteljahr für Österreich S 9·50, Deutschland Mk 8·—, Jugoslawien Dinar 92·—, Polen Zł 13·—, Tschechoslowakei čK 48·—, Ungarn Pengö 8·—, anderes Ausland Schw. Fr. 10·— oder Dollar 2·—. Durch den Buchhandel bezogen S 9·50 oder Mk 6·—.

Erscheint jeden Samstag.

Als Beilage: Die vierteljährlich erscheinende Zeitschrift „Seuchenbekämpfung".

Wiener Medizinische Wochenschrift

Redakteur: Obermedizinalrat Dr. Adolf Kronfeld.

Alleinige Anzeigen-Annahme: Annoncen-Expedition BOCK & HERZFELD, Wien, I., Adlergasse 6


Das dänische
Insulin „Leo"
Die Marke ohne Konkurrenz
Verlangen Sie Muster!
Billig bei optimaler, konstanter Wirkung!
Vollkommen schmerzlos. Keine Nebenerscheinungen!
Gegen Diabetes mellitus. Für Mastkuren
Bei nichtdiabetischen septischen Prozessen. Gegen Basedow.
IN JEDER APOTHEKE ERHÄLTLICH!
Hauptdepot: Bundesstaatliche Alte Hof-Apotheke.
WIEN I., Hofburg.
In 100, 200 und 800 Einheiten.

INHALT DIESER NUMMER:

8. Dezember 1928. **Nr. 50.** 78. Jahrgang. 1575

Verlagsbuchhandlung **Moritz Perles**, Wien, I., Seilergasse 4. Pränumerationen nimmt entgegen der Verlag sowie jede andere Buchhandlung
Postsparkassen-Konto **Moritz Perles, Wien**, Nr. A-1.349. Prag Nr. 1349. Budapest Nr. 8126. Laibach Nr. 20.180, Warschau Nr. 190.210, Leipzig Nr. 90.030.

Der Bezug dauert stets bis zur ausdrücklichen Abbestellung fort.

Alleinige Anzeigen- und Beilagen-Annahme durch die Annoncen-Expedition Bock & Herzfeld, Wien, I., Adlerg. 6.

Der Abonnementpreis beträgt mit Postzusendung pro Vierteljahr für **Österreich** S 9·50, **Deutschland** M 8·—, **Jugoslawien** Dinar 92·—, **Polen** Zł. 13·—, **Tschechoslowakei** čK 48·—, **Ungarn** Pengö 8·—, **anderes Ausland** Schweizer Fr. 10·— oder Dollar 2·—. Durch den Buchhandel bezogen S 9·50 oder M 6·—. Preis der Einzelnummer S 1.— (M —·75, Schweizer Fr. 1·—).

Erscheint jeden Samstag.

Als Beilage: Die vierteljährlich erscheinende Zeitschrift **„Seuchenbekämpfung.“**

Wiener Medizinische Wochenschrift

Organ der Gesellschaft für innere Medizin, der Gesellschaft für Kinderheilkunde in Wien, der Laryngo-rhinol. Gesellschaft, der Gesellschaft für physikal. Medizin, der Gesellschaft für Therapie, der Wiener Röntgen-Gesellschaft, der Freien Vereinigung der Wiener Orthopäden, der Gesellschaft für Mikrobiologie, der Gesellschaft für Tuberkuloseforschung, des Vereines für angewandte Psychopathologie und Psychologie, des Akademischen Vereines für medizinische Psychologie, der Österreichischen Gesellschaft für experimentelle Phonetik und der Wiener Ärztekammer

Redaktion IX. Porzellang. 22. Tel. A 16 4-80 — Redakteur: Obermedizinalrat Dr. **A. Kronfeld** — **Administration** I. Seilerg. 4. Tel. R 23-1-51

Professor Dr. Max Neuburger zum 60. Geburtstage.

Herr Professor!

Aus Anlaß Ihres sechzigsten Geburtstages überreichen wir Ihnen dieses mit der eindrucksvollen Porträtplakette des Künstlers Heinrich Karl Scholz geschmückte Heft der „Wiener Medizinischen Wochenschrift“, zu deren treuen Mitarbeitern Sie seit vielen Jahren zählen, — im Auftrage von Freunden und Schülern, auch von Kollegen, die im Rahmen dieses Heftes für ihre Beiträge nicht mehr Platz gefunden haben. Einige Arbeiten, die Ihnen gewidmet sind, werden demnächst folgen.

Es erübrigt sich, in der Festesstimmung des Tages Ihre Bedeutung, insbesondere die von Ihnen inaugurierte Verbindung der Medizingeschichte mit der allgemeinen und Kulturgeschichte und Ihre Publikationen, die nicht zum geringsten Teile in den Bänden dieser Wochenschrift enthalten sind, eingehend zu würdigen, jene über die Entwicklung der Gehirn- und Rückenmarksphysiologie, über Schillers Beziehungen zur Medizin, über die Vorgeschichte der antitoxischen Therapie, das Handbuch der Geschichte der Medizin (mit Pagel), die zweibändige Geschichte der Medizin, die geistreiche Würdigung Ernst v. Feuchterslebens, das unseren Lesern wohlbekannte und vertraute Sammelwerk „Das alte medizinische Wien“ und dessen Fortsetzungsband, ferner die liebevoll gehaltene Nothnagel-Biographie und mehrere Kongreß- und Gedenkreden — unseren Lesern ebenfalls wohlvertraut —, Ihre Antrittsvorlesung „Die Geschichte der Medizin als akademischer Lehrgegenstand“ und das in das Große, Allgemeine ragende Buch „Die Lehre von der Heilkraft der Natur“, nicht zu vergessen die Schaffung des Institutes für Geschichte der Medizin in den historisch und kunsthistorisch so bedeutungsvollen Räumen des Josefinums, des vornehmen, vom Architekten v. Kanewall erbauten und am 7. November 1785 zum ersten Male eröffneten Barockpalastes. Welch reizendes Spiel des sogenannten Zufalls! In diesem Palaste, vor dessen Toren eine Hygiea — das köstliche Werk des Wiener Bildhauer-Anatomen Johann Martin Fischer — Wache hält, begann die Medizinisch-chirurgische Josephs-Akademie für zukünftige Militärärzte — als zweite medizinische Fakultät in Wien ihre Vorlesungen und Kurse; hier wurden die Ärzte in allen Zweigen der Wissenschaft fortgebildet.

Das Josefinum birgt nicht nur ein bedeutungsvolles Stück der Medizingeschichte, sondern ist auch der Wiener Palast für ärztliche Fortbildung, dessen wir heute so dringend benötigen und den wir — merkwürdigerweise — suchen.

Hier befindet sich eine reichhaltige Büchersammlung, hier sind die Anatomisches und Künstlerisches eng verbindenden Wachspräparate untergebracht, die von Mascagni in Florenz unter der Leitung des berühmten Abbé Fontana verfertigt wurden und, als kleine Wunder der Technik, in kostbaren Rosenholzschränken hinter Spiegelgläsern mit seidenen Draperien und grünseidenen Vorhängen verwahrt werden. — —

Herr Professor, nehmen Sie dieses Heft freundlich entgegen und würdigen Sie die einzelnen Arbeiten nach Ihrer gewohnten, kritisch-wohlwollenden Methode. Hoffentlich gehen Sie mit uns nicht gar zu sehr zu Gerichte! Wie immer es sei — wir schließen mit dem herzlichen Wunsche:

Ad multos annos!

Die Schriftleitung.

Neue Notizen zur Geschichte des Kehlkopfspiegels.

Mitgeteilt von Professor Dr. JOH. CZERMAK.

Die grundlegenden Arbeiten zur Geschichte des Kehlkopfspiegels, die in der „Wiener Medizinischen Wochenschrift" erschienen sind, sind Gemeingut aller Ärzte. Die Zeilen aus Nr. 12, 1863, mögen der medikohistorischen Festnummer zur besonderen Zierde gereichen.

Die Schriftleitung.

Die folgenden interessanten Zitate entnehme ich einem kleinen Artikel von Mr. Thomas Windsor, Sorgeon to the Manchester Eye Hospital.

Dieselben vervollständigen die Daten, welche ich über die Geschichte der Bemühungen um die praktische Verwendung des Kehlkopfspiegels mitgeteilt habe (s. d. I. Abschnitt „Historisches in der zweiten Auflage meiner Schrift über den Kehlkopfspiegel", Leipzig 1863) und beweisen neuerdings, wie die nützlichsten Erfindungen wiederholt gemacht werden können und doch nicht eher dazu gelangen, den Platz, der ihnen von Rechts wegen gebührt, einzunehmen, als bis jemand, dem das volle Verständnis der Sache aufgegangen ist, eine Art Gewalt braucht und durch ausdauernde Verwendung und neue Hilfsmittel die Bahn bricht. Mr. Windsor führt an:

1. S. London Medical Gazette Vol. III, 1829, p. 555. "Dr. Benjamin Bahington submitted to the meeting (of the Hunterian Society, March 18th. 1829)—un ingenious instrument for the examination of the pyrte within the fames not admitting of inspection by unaided sight. It consisted of an oblong piece of looking gloss set in silver wire with a long shank. The reflecting portion is placed against the palate, whilst the tongue is held down by a spatula, when the epiglotis and upper part of the larynx become visible in the gloss. A strong light is required and the instrument should be dipped in water so as to habe a film of the fluid upon it when used, or the halitus of the breat renders it cloudy. The doctor proposed to call it the glettiscope."

2. S. Compte-Rendu des Traveaux de la Société de Médecine de Lyon, depuis le 1. Juillet 1836 jusque au 30. Juin 1838 Par L. A. Rougier, Lyon 1840, pag. 62. „Speculum pour l'exploration de la gorge, par M. Baumès." „A l'extremité d'une tige de bois ou de balaine cylindrique est placé un miroir de la largeur d'une pièce de deux francs, dont on pe ut faire varier l'inclinaison à l'aide d'une vis de rappel. Par ce moyen on peut reconnaître facilement les inflammations engorgements ou ulcérations que l'on ne pouvait que soupconner, à l'extrémité postérieure des fosses nasales, au larynx et dans quelques parties du pharynx. L'usage de cet instrument très facile d'ailleurs est d'une utilité incontestable."

3. S. London Medical Gazette, Vol. XXXIV May 24th 1844; dann mehrere Artikel in London und Edinburgh Monthly Journal for Med. Science, Vols. IV and V, 1844—45 und besonders Vol. V, pag. 552.

Aus den an den angeführten Orten publizierten Arbeiten des Dr. A. Warden von Edinburgh ergibt sich, daß derselbe ein Speculum laryngis konstruiert hatte, welches aus zwei Prismen, einem größeren und einem kleineren, bestand; letzteres wurde an seinem langen Stiele gegen den Gaumen angelegt, ersteres diente dazu, das Licht einer Lampe auf das in dem Rachen befindliche Prisma zu lenken. Warden hat sein Instrument mit Erfolg praktisch angewendet und beschreibt einige pathologische Fälle, in welchen er die Glottis deutlich gesehen und untersucht hat. Es sind dies somit die ersten historisch sichergestellten medizinischen Beobachtungen dieser Art. Warden ist inmitten seiner Arbeiten einem frühen Tode zum Opfer gefallen. Seine Bemühungen und Erfolge, welche niemals die verdiente Anerkennung fanden, waren bald spurlos vergessen.

Ein Blick auf die Anfänge der russischen Medizin.

(Nach alten neuerforschten Urkunden.)

Von Professor Dr. MICHAEL J. LACHTIN (Moskau).

Bei jedem Volke bilden sich in den frühesten Perioden reiner geschichtlichen Entwicklung besondere Anschauungen über die Krankheiten, voll Aberglaubens und dämonologischer Vorstellungen. Eine ganze Reihe solcher Anschauungen über das Wesen pathologischer Vorgänge treffen wir beim Studium der Medizin des russischen Volkes in den von uns entferntesten Perioden seiner Geschichte an. Die Frage der Ätiologie verschiedener Erkrankungen wurde ziemlich einfach gelöst, weil sie alle der Wirkung übernatürlicher Kräfte zugeschrieben wurden; in der Herkunft der einen oder der anderen Krankheit spielten gewöhnlich eine Hauptrolle: Verderbnis, böses Auge, Hexerei, Bezauberung und besonders die Besessenheit des Kranken von dem bösen Geist.

In voller Übereinstimmung mit solch einer Weltanschauung befanden sich auch die Art und Weise der Behandlung, welche hauptsächlich auf eine Einwirkung auf die übernatürlichen Kräfte, durch deren Begütigung oder auch durch deren Unterjochung und Bannung, hinausging. In diesem Sinne sollten verschiedene Beschwörungen, Flüstern, Gebete, das Tragen von Amuletten, Zauberkräutern, Talismanen u. dgl. wirken.

Natürlich mußte es bei einer solchen Ansicht auf das Wesen der Krankheiten auch Leute geben, denen das Geheimnis einer Einwirkung auf solche übernatürliche Kräfte bekannt war. Und wirklich, die Einbildung des Volkes schrieb die Kraft der Einwirkung auf die Welt der Geister solchen Leuten zu, die ihrer Sinnesart und der Art ihrer Beschäftigung nach den Sorgen des alltäglichen Lebens ferne standen; das waren Quacksalber, Schwarzkünstler und Zauberer aller Art.

Die Sagen erwähnen noch „herumstreifender, verkrüppelter Pilger"; so ist die Sage über die Heilung durch sie von Ilia Murometz bekannt, der 33 Jahre lang im Dorfe Karatscharowa ohne Bewegung gesessen hatte.

Eine streng abgesonderte Priesterkaste jedoch, in deren Händen die ganze Volksmedizin konzentriert wäre, gab es in Rußland nie und das Volk selbst war der Hüter aller medizinischen Kenntnisse und Traditionen. Deshalb erscheinen als Hauptquellen, woraus man die Kenntnisse über den Zustand der altrussischen Medizin schöpfen kann, verschiedene Denkmäler, in welchen sich auf die eine oder andere Weise die Volksschöpfung abgespiegelt hat.

An erste Stelle dieser Quellen müssen gewiß die alten Heil- und Kräuterbücher gestellt werden. Der Zeit ihrer Erscheinung nach gehören sie einer späteren geschichtlichen Periode an, aber nichtdestoweniger ist ihre Bedeutung in erwähntem Sinne sehr groß, da in ihnen viel traditionelles, das aus der Heidenperiode der russischen Geschichte dorthin überliefert worden, erhalten ist.

Die Volkstraditionen sind sehr zähe und behalten ihre Kraft im Laufe von vielen Jahrhunderten. Nicht nur in den alten Kräuter- und Heilbüchern, sondern auch in den jetztigen Volksanschauungen über die Herkunft der Krankheiten und über die Mittel ihrer Behandlung finden wir eine Wiederspiegelung der Ansichten des russischen Volkes aus der Urperiode. Daher ist auch die gegenwärtige russische Volksmedizin beim Studium des Charakters und der Eigenheiten der Heilkunde in weiten Perioden der russischen Geschichte nicht ganz aller Bedeutung bar.

Man muß nur im Auge behalten, daß die russische Volksmedizin nicht in allen ihren Teilen originell ist. Kraft

des historischen Schicksals des russischen Volkes strömten in die russische Medizin schon in den alten Zeiten in einem ununterbrochenen Strom die Resultate sowohl der direkten Beobachtung, als auch der Bücherweisheit der westlichen Nachbarn ein. In späteren Zeiten konnten aber auch verschiedene Mittel und Handgriffe der Behandlung zahlreicher fremder Stämme, aus denen der umfangreiche russische Staat sich zusammengesetzt hatte, auf die russische Volksmedizin nicht ohne Einwirkung bleiben.

Ein anderes sehr wichtiges Denkmal der Volksschöpfung, das sehr wertvolles Material zu Bekanntschaft mit der uns interessierenden Frage liefert, ist das weite Gebiet der Volkszeichen, Redensarten, Spitzwörterund besonders der gangbaren Sprichwörter. Die Bedeutung der letzteren beim Studium der Weltanschauung eines Volkes ist seit langem gewürdigt. „Geflügelte Worte" sind zur Zeit der Kindheit eines Volkes die Verkörperung des Volksgeistes. Darin ist die allgemein anerkannte und überall angenommene Meinung eines Volkes, sozusagen das gesellschaftliche Urteil einer ganzen Menschengeneration ausgedrückt und der Ernst ihrer Bedeutung wird von dem Volk selbst anerkannt. „Ein altes Sprichwort" — lautet eins von den Sprichwörtern — „wird nicht umsonst ausgesprochen" und „eine dumme Rede", lehrt ein anderes, „ist kein Sprichwort". Derselbe Sinn ist auch in den Sprichwörtern anderer Völker ausgedrückt: „Sprichwörter sind wahre Wörter", sagen zum Beispiel die Deutschen.

Neben den Sprichwörtern, die das allgemein anerkannte Volksurteil ausdrücken, müssen eine Masse von Jammerwörtern, Ritualien und Gebräuche gestellt werden, die nicht selten ein ungemein interessantes Symbol aus dem Altertum bilden.

Endlich muß man auch die Legenden und Sagen erwähnen, wo viel heidnischer Glaube zurückgeblieben ist und die deshalb eine so reiche Quelle zur Klärung der Anschauungen eines Volkes in verschiedenen Lebensfragen darstellen.

Alle erwähnten Quellen liefern ein Material zum Studium der Frage über den Zustand der Volksmedizin in den ältesten Perioden der russischen Geschichte. Die zu diesem Problem gehörige Literatur ist sehr umfangreich und mannigfaltig, wobei eine ganze Reihe sehr wertvoller Forschungen in diesem Bericht der letzten Zeit angehört. Deshalb wollen wir nicht eingehend beim Studium dieser Probleme der russischen Medizin stehen bleiben. Wollen wir nur bemerken, daß das Studium aller einschlägigen Materialien ein großes Interesse darbieten, da in den Ansichten über die Krankheiten, sich überhaupt die Volksanschauungen über den menschlichen Organismus und über die in ihm vorgehenden Prozesse abspielen und wir auf dieser Basis die Weltanschauung des Volkes in den ältesten Perioden der russischen Geschichte aufbauen können.

Nach dem Übergang ins Christentum der griechisch-orthodoxen Kirche mit ihrem Meystik, befand sich das russische Volk unter starkem Einfluß der byzanthinischen Kultur. Wenn die politische Abhängigkeit des russischen Volkes vom byzanthinischen Kaiserreich auch alle Zeit rein nominell war, so war der Kultureinfluß der byzanthinischen Zivilisation auf die barbarischen Nachbarn sehr groß. Er geschah hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, durch die Geistlichkeit, deren höhere Vertreter Griechen waren.

Die Mönche hatten in dieser Periode der russischen Geschichte eine besondere Prärogative der Heilkunde. Viele von ihnen wurden nachträglich von der orthodoxen Kirche kanonisiert. Den größten Ruhm in dieser Hinsicht errang das Kiewer Petscher'sche Kloster, von wo die ersten Heiligenärzte hervorgingen: „Der wundertätige Arzt" Antonius, der heilige Olympius, der unentgeldliche Arzt Azapist u. a.

Gleich bei ihrer Entstehung nahm die kirchlich-mönchliche Medizin eine feindliche Stellung der heidnischen Volksmedizin gegenüber ein. In den Statuten des Kirchengerichtes des heil. Wladimir war unter den Verbrechen gegen den Glauben außer der Zauberei auch noch der Gebrauch verschiedener Kräuter der heidnischen Medizin erwähnt. Die Vertreter der heidnischen Medizin — die Zauberer und Quacksalber — wurden für Diener des Satans erklärt und verfolgt. Die neuen Anschauungen faßten im Volke nicht gleich Fuß und lange Zeit wurden heidnische Begriffe mit christlichen vermengt. Besonders scharf trat diese Vermengung in bezug zu den Zauberern hervor. Manchmal trat das Volk ihnen offen entgegen, wie es im Jahre 1071 in Beloosero und 1227 in Nowgorod war. In anderen Fällen dagegen trat es auf ihre Seite, wie zum Beispiel in demselben Nowgorod zur Zeit des Fürsten Gleb.

Eigentlich hat das Christentum nur die Form eines übernatürlichen Eingriffes bei den Krankheiten verändert, ohne deren Wesen zu berühren. Anstatt des bösen Geistes, der in die Kranken fuhr, oder des guten Geistes, der aus irgend einem Grunde „Strafe auferlegte", fing man in den Krankheiten „eine Strafe Gottes" zu sehen an und die Wasser-, Haus- und Waldgeister wurden durch den Teufel mit seiner Schikane abgelöst. Spuren der Anschaung, die den Ursprung der Krankheiten von der Sünde des Menschen ableiten, können noch heute in den russischen Provinzialredensarten entdeckt werden. Man kann viele Beweise anführen, wie weit dieser Glaube an die Teufelswirkung beim Auftreten einer epidemischen Krankheit verbreitet war.

Höchst charakteristisch in dieser Beziehung erscheint die Beschreibung der Epidemie 1092. Dort wird erzählt, daß in der Nacht auf den Straßen die Teufel herumliefen, und wer nur auf die Straße trat, oder sogar nur zum Fenster herausblickte ungesehen von ihnen verletzt wurde und daran starb. Als die Seuche sich verbreitete, fingen die Teufel an, auch am Tage reitend zu erscheinen, „sie selbst konnte man nicht sehen, aber die Hufe ihrer Pferde waren zu sehen". In den alten Schriften steht von dem Fürsten Swiatipolk 1019 geschrieben: „und er litt und es überfiel ihn der Teufel und seine Knochen erlahmten und er konnte nicht (auf dem Pferde) sitzen und man mußte ihn auf der Bahre tragen."

Eine Art von dämonologischen Anschauungen, die fast bei allen Völkern auf niederer Kulturstufe existieren, und zwar der Glaube der Besessenheit von einem Dämon, läßt sich deutlich durch die ganze russische Geschichte hindurch verfolgen. Bekannt ist, was für eine hervorragende Stellung die Besessenheit und die Vertreibung des Teufels im Leben der Heiligen einnimmt, aber auch außerdem wird viel davon in verschiedenen Archivdokumenten erwähnt.

1666 schrieben die Einwohner von Schuha in ihrem Bericht: „Wir wissen, daß Jegorka vom bösen Geist besessen ist, und Wasily litt auch vom bösen Geist, wurden aber beide von der Muttergottes geheilt, da sie sich im Gebete an sie wandten." 1474 schrieben dieselben Einwohner von Schuha, daß zu ihrem heil. Muttergottesbilde viele Pilger kommen, die vom bösen Geiste Besessene mitbringen.

Ein sehr interessanter Prozeß, die Epidemie der Besessenheit betreffend, befindet sich im Moskauer Archiv des Justizamtes. Im Jahre 1150 wandten sich eine Masse verschiedener Stände aus der Stadt Chadtmisch des Kursker Gouvernements an den Kaiser Alexey mit einer Bittschrift, wo sie klagten, daß viele in der Stadt an verschiedenen Krankheiten leiden und viele von Dämonen besessen sind, und baten mit Tränen, ihnen ein lebenskräftiges Kreuz und heilige Reliquien zu schicken, um den bösen Geist zu vertreiben. Der Kaiser schickte ihnen ein Kreuz, das Reliquien vierundvierzig verschiedener Heiligen enthielt. Dieses Kreuz diente zum Kampf mit der Epidemie und wurde nach jedem Dorf geschickt, wo Massenerkrankungen auftraten. Es war vorgeschrieben, das Kreuz „mit großen Ehren" zu empfangen, mit Rundgang und Glockengeläute, Gebete zu singen, Wasser zu heiligen und viele

Tage lang mit diesem Wasser Menschen, Pferde und alle lebende Kreatur zu bespritzen.

Bei solcher Art der Anschauungen mußten die geistlichen Personen natürlich als Hauptvertreter der medizinischen Tätigkeit erscheinen.

Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß schon während der sogenannten „Udelno-Wetschewaha“-Periode neben den Vertretern der Volks- und Klostermedizin in Rußland auch weltliche Ärzte existierten, die aus Byzanz und überhaupt aus dem Osten kamen. Byzanz war eine alte Quelle der Heilkunst. Schon im V. Jahrhundert erschienen dort selbstständige medizinische Sammelwerke.

In der Botschaft von St. Wladimir, die zur Bekanntmachung mit verschiedenen Religionen ausgesandt wurde, befand sich ein Arzt Johannes S m e r, gebürtig aus Solowsk. Diese Erwähnung, die freilich nicht allen Anforderungen einer historischen Gewißheit entspricht, gehört zum Jahre 990. W. R i c h t e r nennt Johannes S m e r den ersten russischen Arzt, doch dieser Meinung kann man nicht beipflichten, weil sie im gewissen Sinne dem Kirchenstatut des St. Wladimir und der „Russischen Wahrheiten“ von Jaroslaw dem Weisen widerspricht, die zur Vermutung Veranlassung geben, daß Johannes S m e r nicht der einzige Arzt des X. Jahrhunderts gewesen wäre.

Die geistliche und die weltliche Medizin standen augenscheinlich in einem gewissen Antagonismus zueinander. Als bester Beweis eines solchen zur Zeit Wladimir Monamach, dient der berüchtigte Streit zwischen dem „unentgeltlichen Arzt“, dem Mönch Agapit und einem in Kiew bekannten armenischen Arzt, dessen Namen uns der „petschersche Paterik“ nicht überliefert hat.

Die Existenz von Ärzten im XII. Jahrhundert unterliegt schon gar keinem Zweifel, da sie durch Dokumente belegt wird.

Im Laufe von zweieinhalb Jahrhunderten, als Rußland sich unter tatarischem Joch befand, fand die Medizin, wie auch das ganze Bücherwesen, eine Zuflucht in den Klöstern. Während dieser ganzen Zeit würden wir vergebens irgendwelche Spuren der weltlichen Medizin suchen.

Zur Zeit der Herrschaft Johannes III., der das Tatarenjoch abgeschüttelt hatte, treffen wir in Rußland wieder Ärzte von Profession an. Wahrscheinlich sind sie aus Italien, im Gefolge der zweiten Frau des Fürsten gekommen.

In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, dank der Handelsbeziehungen, die zwischen Rußland und England über das Weiße Meer hinweg angeknüpft waren, und den persönlichen freundschaftlichen Beziehungen, die Johannes IV. mit der englischen Königin Elisabeth verbanden, fingen die englischen Ärzte an, in großer Anzahl nach Rußland zu kommen.

Am Hofe von Boris Godunow waren schon so viele Ärzte, daß, als der dänische Prinz in Moskau erkrankte, es möglich war, ein Konsilium zu versammeln. Den Privatverhältnissen einer Einladung von Ausländern entsprechend und im Einklang mit dem damaligen politischen Leben, waren alle diese Ärzte deutscher Herkunft. Letztere faßten in kurzer Zeit in Rußland so festen Fuß, daß sogar die Engländer und Holländer, die in Rußland früher erschienen waren, mit ihnen nicht konkurrieren konnten.

Obgleich die Anfänge der russischen weltlichen Medizin bis in die tiefsten Perioden der Geschichte Rußlands hinabsteigen, so fängt sie doch erst zu Ende des XVI. Jahrhunderts an eine wichtige Rolle im russischen Leben zu spielen. Zu dieser Zeit bemerken wir auch die ersten Schritte zur Entwicklung eines offiziellen Apothekerwesens.

Das XVI. Jahrhundert ist durch die Gründung der ersten russischen Apotheke gekennzeichnet. Diese Apotheke, die den Namen der „oberen oder kaiserlichen“ führte, diente hauptsächlich den Bedürfnissen des Zaren und seiner Familie.

Die Räumlichkeiten der Apotheke waren für jene Zeit mit großem Luxus ausgestattet. Wände und Decke waren bemalt, die Türen mit „gutem englischen Tuch“ beschlagen, die Fenster flimmerten von farbigen Scheiben, die Fensterbretter waren mit teuren Sammetteppichen bedeckt. Daneben erschienen ausländische Uhren, ausgestopfte Pfauen, Globusse usw., sogar im Umkreise der Apotheke wurde für Reinlichkeit gesorgt.

Um eine Arznei aus der Apotheke zu bekommen, war die Bestimmung eines Arztes noch nicht genügend. Dazu gehörte noch die Verordnung des dem Apothekerrate vorstehenden Bojaren; gewöhnlich wurde diese Verordnung so geschrieben: die Medizin auszuliefern (so und so) befohlen und durch sein Wort hat es der Doktor (so und so) befehlen. In besonders wichtigen Fällen wurde die Arznei im Namen „des Großen Zaren“ ausgeliefert.

Mit besonders komplizierten Prozeduren und Formalitäten waren die Vorbereitungen und die Auslieferung von Medikamenten für den Kaiser und die Mitglieder der kaiserlichen Familie umgeben. Die für den großen Zaren „schicklichen“ Medikamente wurden an einer besonderen Stelle in einem Schränkchen „mit Amtssiegel“ aufgehoben und ohne dem Amtsmann hatte niemand Zutritt dazu; und damit von der zubereiteten Medizin der Gesundheit des Kaisers kein Schaden entstehe, wurde sie früher in seiner Gegenwart von Ärzten, Apothekern, einem Edelmann, dem Apothekerrat und dem Pfleger des großen Zaren ausprobiert. Und was davon übrig blieb, wurde auch in Gegenwart des Kaisers von den ihm nahen Edelleuten und Doktoren ausgetrunken.

Die meisten Materialien, aus denen die komplizierten Medikamente jener Zeit bestanden, wurden „jenseits des Meeres“ ausgeschrieben. Schon im XV. Jahrhundert waren in Rußland die arabischen Medikamente weitverbreitet; sie wurden über das Kaspische Meer und dann über die Wolga nach Nowgorod gebracht. Später wurden die Arzneimittel hauptsächlich aus Westeuropa verschrieben. Die Verschreibung der Medikamente aus dem Auslande wurde bei jeder günstigen Gelegenheit unternommen. Deren Einkauf wurde Handelsleuten aufgetragen, die in ihren eigenen Angelegenheiten ins Ausland reisten, gleichfalls Ärzten, die Urlaub nahmen oder für immer nach ihrer Heimat zurückkehrten, nachdem sie einige Jahre in Rußland verbracht hatten. Die Ärzte pflegten selbst ihre Dienste in dieser Beziehung anzubieten. In anderen Fällen wurden ihnen auf Befehl des Kaisers Briefe geschrieben, und man bat sie, Medikamente zu schicken oder mitzubringen.

Im letzten Falle wurde es gewöhnlich den Ärzten überlassen, die nötigen Apothekermittel zu wählen. So sagt zum Beispiel ein Brief des Bojaren Theodor Iwanowitsch Scheremetew an den Doktor Benjamin S i b e l i s t: „... und was für die Apotheke nötig ist, dafür haben wir dir mit unserem Bruder eine Liste geschickt und nach dieser Liste sollst du Vorräte mitbringen; und du weißt auch selbst, was in der Apotheke fehlt, oder wovon wenig vorhanden ist und davon sollst du auch mehr mitbringen.“ Am häufigsten wurden die Apothekerwaren aus England, Deutschland und Holland gebracht.

Der Weg für die Waren „jenseits des Meeres“ ging gewöhnlich über Archangelsk und die nördliche Drvina.

Das Geld wurde den Schiffen aus den Zolleinkünften in Archangelsk bezahlt.

Wir wollen einige Beispiele für die Verschreibung von Medikamenten aus dem Auslande anführen.

Den 13. XI. 1661 wurde dem Woewoda in Wolag der Streschnen und dem Amtmann Tschestoj ein kaiserlicher Befehl geschickt, daß sie die elf Ballen Apothekerwaren, die aus London vom Ausländer Getten gesandt waren, in einem warmen Raume unterbringen möchten, und dann per Schlittbahn nach Moskau senden sollten, nachdem sie sie „der Obhut wegen“ gegen den Frost in Filz und Schafsfelle eingenäht hätten.

1662 sandte der Woewoda Miloslawsky in Archangelsk und der Amtmann Ermolaew einen Brief in den Apothekerrat, daß sie von Archangelsk nach Moskau Apothekerwaren gesandt hätten, die in England eingekauft worden seien.

Im selben Jahre bat der archangel'sche Woewoden-Fürst Scherlatow und der Amtmann Andreas Bogdanoff um Erlaubnis dem ausländischen Händler Anonias Dikkens einen Auftrag zu erteilen, „jenseits des Meeres" Chinawurzel, Rinde vom heiligen Baum und Kassium lignium zu verschreiben, welche sich in Archangelsk nicht im Verkauf vorfänden.

Im Jahre 1662 bat der Doktor Andreas Engelhart um Fuhrwagen, um die aus dem Auslande erhaltenen Medikamente aus Archangelsk nach Moskau zu transportieren und um einen Freibrief zur Durchfahrt durch die Städte.

Gleichzeitig kamen in Archangelsk zwei Kisten Apothekersalben aus Holland von dem ausländischen Handelsmann Andreas Wismus an.

Ein Befehl des Kaisers, der in demselben Jahre nach Putiwl an den Woewoda Fürst Mirtkin und an den Amtmann Basil Jekimow gesandt war, schreibt ihnen, vor dem griechischen Kaufmann Sacharias Nicoloew, der vom Apothekerrat einen Auftrag hatte, Medikamente einzukaufen, mit Frachtwagen von Putiwl bis Moskau zu versehen.

In Moskau wurden alle Apothekerwaren an den Apothekerrat abgeliefert.

Die Apotheken besaßen viel Geschirr und verschiedene Vorrichtungen für Arzneibereitung. In verschiedenen Dokumenten wird „alchemische Gefäße", „winizianischer Tonteller", „gläserne Töpfchen mit Rüsselchen", „Siebchen für Kräuter", „kleiner eisener Mörserchen", „eines Schlauches zum Lufteinblasen" usw. erwähnt. In einem besonderen Kästchen wurden „eiserne Geräte" zum „herausnehmen von Kugeln" aufbewahrt. Zum Gebrauch des Kaisers waren teurere und luxuriösere Geräte vorhanden: silberne Tassen und Schaufelchen, goldene Flaschen mit luftdichten Stöpseln usw. Auch die Ablieferung für das Schloß „nach oben" war mit besonderer Sorgfalt und Luxus ausgestattet. Alles wurde mit roter Seide umbunden und in breite weiße Tafte eingewickelt. Die Medikamente, welche die den Zaren auf seinen Reisen begleitenden Ärzte mit sich führten, wurden in prächtigen Schachteln mit Inkrustationen aufbewahrt.

Wir blieben in diesem kleinen Entwurf etwas länger bei dem Apothekerwesen stehen, weil gerade in diesem Gebiet in letzter Zeit viele neue Archivdokumente aufgefunden und durchstudiert worden sind, von wo wir auch das oben zitierte entnommen haben.

Die Anfänge der Laryngo-Rhinologie an der Wiener Allgemeinen Poliklinik.*)

Von Professor Dr. **HERMANN MARSCHIK.**

I.

Wien, die Wiege der Laryngologie, hat sich schon frühzeitig neben der von L. v. Schrötter begründeten Universitätsklinik für Laryngologie einer zweiten Pflanzstätte dieser von L. Türck begründeten Spezialwissenschaft erfreut. Gegen Ende des Jahres 1871 beschlossen eine Anzahl von Dozenten der Wiener medizinischen Fakultät, die auf den Kliniken und Instituten des alten Allgemeinen Krankenhauses mit ihrer stets steigenden Kranken- und Hörerfrequenz und den immer unleidlicher werdenden Platzverhältnissen nur unter größten Schwierigkeiten ihrer Lehrpflicht Genüge leisten konnten, außerhalb des Krankenhauses eine „Poliklinik" zu gründen — eine Anstalt zur unentgeltlichen ambulatorischen Krankenbehandlung —, um mit dieser Gelegenheit zur Krankenuntersuchung und -Behandlung auch ihre Lehrtätigkeit zu verbinden. Diese Institution der Poliklinik, schon viele Dezennien in England eingeführt, weniger lange in Deutschland (Halle u. a.), hat in Wien zufolge der Eigenart ihrer Gründung und ihrer Gründer von Anfang an sich durch ihre Organisation (die an ihrem raschen Aufschwung und ihrer außerordentlichen Stellung im Wiener medizinischen Leben nicht geringen Anteil hat) vor allen anderen ähnlichen Instituten ausgezeichnet. Nicht eine öffentliche Behörde, nicht Staat, noch Land, noch Stadt, noch irgend reiche Mäzene haben sie gegründet und dann die nötigen Ärzte angestellt, sondern Ärzte selbst, die, mitten in ihrem schweren Beruf stehend, mit großen Glücksgütern keineswegs gesegnet, in keiner öffentlichen Stellung existenzgesichert, das, was sie aus dem Ertrag ihrer Privatpraxis oder -Vermögen erübrigten, geopfert haben, um der geliebten Wissenschaft und



Professor Dr. Johann Schnitzler (geb. 10. April 1835, gest. 2. Mai 1893). Vorstand der Laryngologischen Abteilung 1871—1893. Direktor der Wiener allgemeinen Poliklinik 1884—1893.

ihrem Lehrideal weiter mit Erfolg dienen zu können. Sie haben als treue Söhne der Alma mater die von ihr immer verteidigte Forschungs-, Lehr- und Lernfreiheit auch auf ihr Panier geschrieben und bis heute die Autonomie der Anstalt zu wahren gewußt. Der Gründungszweck, nämlich akademischen Lehrern außerhalb der Kliniken eine Lehrstätte zu bieten und jene damit zu entlasten, ist neben der Krankenbehandlung auch im Statut der Poliklinik festgehalten: nur graduierte Mitglieder des Lehrkörpers der Wiener Universität können Abteilungsvorstände werden, die Stelle eines solchen involviert die Lehr-, wohl auch die Forschungsverpflichtung, die Besetzung derselben erfolgt wie an der Universität durch Erstattung eines Referats und eines kommissionellen Vorschlages.

Es ist hier nicht der Platz, eine Geschichte der Wiener allgemeinen Poliklinik zu schreiben. Sie hat sich schon bei ihrer Gründung von ähnlichen Anstalten in Deutschland und im Ausland auch dadurch ausgezeichnet, daß sie nicht nur für die Hauptfächer der inneren Medizin und Chirurgie ordiniert hat, sondern von Anfang an für alle anderen Disziplinen und vor allem auch die damals sich eben langsam von den genannten beiden Hauptfächern loslösenden Spezialgebiete Behandlungs-, Lehr- und Forschungsstätten eingerichtet hat. Und es gereichte

*) Der in dieser Festnummer zur Verfügung stehende Raum gestattete leider nicht die geplante Fortführung dieses historischen Abrisses bis zur Jetzzeit. Ich verweise diesbezüglich auf die folgenden Nummern dieser Wochenschrift.

der Laryngologie, dem dazumal im ersten Entwicklungsstadium befindlichen Sproß am Baum der medizinischen Wissenschaft, sicherlich zur Ehre und zum Vorteil, daß ihr Vertreter, der Dozent für innere Medizin (Krankheiten der Atmungs- und Kreislauforgane) Dr. Johann Schnitzler, an der Gründung zusammen mit Dr. Auspitz in hervorragendem Maße beteiligt war, ihr eine Reihe von edlen Gönnern gewann und an der Verwaltung von Anfang an tatkräftig mitwirkte, zuerst als Vorsitzender der Plenarversammlung, dann als Direktorstellvertreter und seit 1881 als Direktor, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb, immer wieder neu gewählt, zum Zeichen des Vertrauens, das ihm seine Kollegen entgegenbrachten.

Johann Schnitzler wurde am 10. April 1835 in Groß-Kanisza (Ungarn) geboren, 1860 an der Wiener Universität promoviert, bildete sich weiter in innerer Medizin bei Skoda und Oppolzer, in pathologischer Anatomie bei Rokitansky aus und war 1863—1864 Assistent bei Oppolzer, habilitierte sich 1865 für Krankheiten der Atmungs- und Kreislauforgane, erhielt 1876 den Titel, 1880 die Ernennung eines a.-o. Professors. Er war also, als es zur Gründung der Poliklinik kam, eigentlich seines Zeichens Internist und hat auch Zeit seines Lebens die allgemeine internistische Praxis fortgeführt, wie übrigens auch alle anderen prominenten Laryngologen dieser Zeit (Schrötter, Stoerk, Chiari) eigentlich aus der internen Medizin hervorgegangen sind. Aber, wie schon bemerkt, das Bemühen der Gründer, von Anfang an die Poliklinik zu einem Institut auszugestalten, das für alle Teilgebiete der praktischen Medizin, dem damaligen Standpunkt ihrer Entwicklung entsprechend, offen war, hat zu einer Teilung der Arbeitsgebiete geführt, wobei Schnitzler, der sich bereits vielfach mit der jungen Laryngologie beschäftigt und auch schon eine Reihe von Arbeiten darüber veröffentlicht hatte, von vornherein die Erkrankungen der Hals- und Brustorgane übernommen hat. Auch seine Vorlesungen hatten noch diesen Titel.

Entsprechend der zunehmenden Entwicklung und Bedeutung der Laryngologie, wie auch dem zunehmenden Interesse und der Beschäftigung mit dem jungen aufstrebenden Teilfach tritt dies sowohl im Betrieb der Poliklinik als auch in der wissenschaftlichen und didaktischen Tätigkeit Schnitzlers immer mehr hervor. So liest er 1875 bereits nur mehr über Hals- und Brustkrankheiten, 1876 laufen daneben bereits Spezialvorlesungen über laryngoskopische Diagnostik und Lokaltherapie der Kehlkopfkrankheiten. Die Vorlesungen waren anfangs nur für Ärzte, von 1884 hielt Schnitzler auch Studentenvorlesungen ab mit dem Titel „Propädeutische Vorlesungen über Laryngoskopie und Rhinoskopie, sowie über die neueren Untersuchungen und Behandlungsmethoden bei Lungen- und Herzkrankheiten“ für Studenten. 1885 war die Lehrtätigkeit bereits rein auf das Spezialfach eingestellt; es wurden Vorlesungen über Laryngoskopie und Rhinoskopie mit praktischen Übungen, dann klinische Vorlesungen über die Krankheiten des Kehlkopfs, Rachens und der Nase, endlich die propädeutischen Vorlesungen für Studenten abgehalten. Auch die Eröffnung von Vorlesungen über Physiologie und Pathologie der Stimme am Wiener Konservatorium für Musik und darstellende Kunst durch Schnitzler bezeugen seine intensivere Beschäftigung mit dem Spezialfach. Er wurde bald (1876) Professor am Konservatorium und hat diese Stelle bis zu seinem Tode bekleidet. Auch die Berichte über die praktische Tätigkeit seiner Abteilung, sowie die aus der Poliklinik hervorgegangenen wissenschaftlichen Arbeiten Schnitzlers und seiner Assistenten sind ein getreues Abbild der Entwicklung und zunehmenden Erstarkung und Ausbreitung des Spezialfaches. Schon 1874 wird eine große Anzahl von Tonsillotomien, Entfernung von Kehlkopfpolypen und Fremdkörpern, Galvanokaustik des Kehlkopfs ausgewiesen, während die Nasenpolypen damals noch an der chirurgischen Abteilung operiert wurden. Seit der Einführung des Kokains in die Laryngo-Rhinologie im Jahre 1884 erfuhr die operative Tätigkeit namentlich in der Nase einen starken Aufschwung. Die gleichzeitige Betätigung auf internistischem Gebiet bezeugt die Behandlung der Lungenkrankheiten, besonders des Emphysems, wofür Schnitzler einen eigenen Respirationsapparat konstruiert hat. Als um das Jahr 1890 die ersten Mitteilungen über die Erfindung und die Erfolge des Koch'schen Tuberkulins die medizinische Welt in Aufruhr brachten, hat auch die Poliklinik ungesäumt die Versuche damit aufgenommen und in ihren Jahresberichten darüber sogar mit genauen Krankengeschichten berichtet. Auch Schnitzler hat an seiner Abteilung besonders bei Kehlkopftuberkulose Versuche angestellt.

Die Assistenten Schnitzlers waren in chronologischer Reihenfolge Gassner, Rafael Coen, Franz Klein, Isaak Michael, Neuhaus, Julius Beregszászy, Ferd. Fiebrich, Leopold Réthi, Berthold Sax, Jakob Pollak, Markus Hajek, Arthur Schnitzler, von denen ich besonders Klein hervorheben möchte, der zahlreiche Arbeiten laryngologischen Inhalts veröffentlicht hat, Beregszászy, der sich hauptsächlich praktisch betätigte und Schnitzler eine wertvolle Hilfe war, Hajek, der, aus Zuckerkandls Schule kommend, durch seine ungewöhnlichen Kenntnisse der Nasenanatomie am ehestens befähigt war, die damals noch ganz in ihren Anfängen steckende Rhinologie zu fördern und auszubauen. Schnitzler überließ ihm bald vollständig die rhinologischen Patienten und er hat dort den Grund zu seinen berühmten Forschungen und Errungenschaften auf dem Gebiete der Nasen- und Nebenhöhlenkrankheiten gelegt. Endlich Schnitzlers Sohn Arthur, den berühmten Dichter. Die Assistenten der Poliklinik, gleich den Vorständen ohne jede Bezahlung der kranken Menschheit, der Wissenschaft und ihrer Ausbildung sich widmend, erlangten schon frühzeitig das Recht, neben ihren Chefs Kurse zu halten und sich auf eine akademische Karriere vorzubereiten, die von der Poliklinik aus wohl nur selten und mit großen Schwierigkeiten, aber im Laufe der Jahre doch einer ganzen Reihe von Assistenten gelungen ist. Auch für diese Möglichkeit der Assistenten, Lehrtätigkeit auszuüben, hat sich Schnitzler schon frühzeitig eingesetzt, ebenso für die Zulassung von Ausländern zu Assistentenposten.

Die Rhinologie war von Schnitzler, bald nach der Eröffnung seiner Abteilung, in seinen Tätigkeits- und Lehrbereich einbezogen worden, wie aus den oben angeführten Vorlesungstiteln hervorgeht, und blieb von da ab integrierender Bestandteil des Arbeitsgebietes der Abteilung. Obwohl nun sowohl Laryngologie als Otologie aus der inneren Medizin hervorgegangen sind, haben sich jahrzehntelang beide Disziplinen vollkommen getrennt entwickelt, was ja auch in der damaligen Literatur zum Ausdruck kommt. Erst die Notwendigkeit, für diese jungen Spezialfächer neue Lehrstüle zu schaffen, hat an den kleineren Universitäten naturnotwendig zur Zusammenlegung der beiden Fächer geführt. Die Poliklinik hat von Anfang an an der Trennung festgehalten. Schon um das Jahr 1872 wurde Viktor Urbantschitsch als Ohrenarzt der Anstalt bestellt und trat mit Erlangung der Dozentur in das Kollegium der ordinierenden Ärzte (Abteilungsvorstände) ein. Die strenge Trennung der Fächer blieb auch weiterhin bestehen. An der Ohrenabteilung wurde die Rhinoskopie weder geübt noch gelehrt. Erst durch die Bemühungen des Assistenten Urbantschitsch', des nachmaligen Assistenten Koschiers, Dr. Josef Kaiser, der von seiner Ausbildungszeit an der Klinik Stoerk her gewohnt war, bei jedem Patienten auch die Nase zu untersuchen, kam die Rhinoskopie auch an der Ohrenabteilung mehr und mehr in Übung und erfuhr das Studium der Beziehungen zwischen Nase und Ohr weitere Förderung.

Die Poliklinik hat nun unter der umsichtigen und tat-

kräftigen Leitung Schnitzlers von ihren ersten Lebensjahren an einen ganz unerwarteten Aufschwung genommen. Sie war bald die gesuchteste Ambulanz der ganzen Stadt, durch ihre Lehrkurse im In- und Auslande bekannt und berühmt, ihr Statut wurde zum Muster vieler ähnlicher Gründungen im Ausland (Paris, Genf etc.) genommen, die Frequenz der zuströmenden Kranken vergrößerte sich sprunghaft, so daß auch bald die Räume in der Schwarzspanierstraße als ungenügend, die kleine Spitalsabteilung als unzulänglicher Notbehelf sich erwiesen und das Projekt des Baues einer neuen eigenen Anstalt mit Spitalsabteilungen greifbare Formen annahm. Um so mehr, als die Spenden und wohltätigen Zuwendungen immer reichlicher flossen, die rührige Leitung immer wertvollere und einträglichere Quellen zu erschließen wußte. Es war nicht zu verwundern, daß sich bald von allen Seiten Gegner der Anstalt erhoben, die vermöge der Art ihrer Gründung, ihrer Organisation und ihres Statuts so ganz aus dem Rahmen des Bekannten und Herkömmlichen fiel und trotzdem einen so ungeahnten Erfolg hatte. Die praktischen Ärzte, die Sanitätskommission des Gemeinderats und, was besonders schwerwiegend war, das Professorenkollegium der Fakultät machten in Verkennung der wahren Stellung und Tendenz der Anstalt immer gewichtigere Gegengründe geltend und wiederholt wurde in den Plenarsitzungen über die Frage des Weiterbestandes der Poliklinik debattiert.

Wenn heute die ehemalige Gegnerschaft obgenannter Stellen und Körperschaften in förderndes Wohlwollen sich verwandelt hat, so dankt dies die Poliklinik zumal ihrem Direktor Johann Schnitzler, der durch die Kraft seiner Argumente, wie seines glänzenden Stils, namentlich in der von ihm geleiteten „Wiener medizinischen Presse“ und „Internationalen klinischen Rundschau“, deren Chefredakteur er lange Zeit gewesen ist, überall Aufklärung, Wohlwollen und Umstimmung schaffte.

Schnitzler erlebte nicht nur den vollkommenen Sieg der poliklinischen Sache; er erfuhr durch die Verleihung des Titels Regierungsrat die öffentliche Rechtfertigung und Anerkennung seines selbstlosen und humanen Wirkens und sah sein Werk durch die glückliche Eröffnung des Neubaues in der Mariannengasse Ende 1892 auf eigenem Grund und Boden herrlicher gekrönt, als er es sich je träumen lassen durfte.

Schnitzler war ein vornehm denkender Mensch und ein begeisterter Lehrer. Viele der gegenwärtigen führenden Männer der Laryngologie waren auch seine Schüler und erinnern sich dankbar seiner Belehrung. Entsprechend dem damaligen Entwicklungsstand der Laryngologie waren es hauptsächlich diagnostische Probleme, die die Hauptvertreter des Faches, so Schrötter, Stoerk und auch Schnitzler beschäftigten. Es galt in Verfolgung des Lebenswerkes Ludwig Türcks erst einmal die einzelnen Krankheitsbilder, die dem Laryngologen zur Beobachtung kommen, klar herauszustellen und zu umgrenzen. So hat sich denn auch Schnitzler bald als glänzender Diagnostiker einen Namen gemacht, wovon der im Verein mit seinem Assistenten Hajek herausgegebene Atlas, auch heute noch in den laryngologischen Vorlesungen der Poliklinik ein unentbehrliches Hilfsmittel, beredtes Zeugnis liefert. Insbesondere möchte ich auf das Kapitel „Kombination von Syphilis und Tuberkulose im Kehlkopf“ aufmerksam machen.

Daß Schnitzler, der Internist, über der immer intensiveren Spezialisierung und Hinwendung zur Laryngo-Rhinologie nicht die Beobachtung und Berücksichtigung des Gesamtorganismus und die Verbindung mit der Gesamtmedizin vergaß und auch immer wieder darauf hinzuweisen Gelegenheit nahm, ist verständlich, aber es gereicht ihm nur zum Ruhm und wir müssen uns heute, wo die Laryngo-Rhinologie ein klar umgrenztes vollwertiges Spezialfach ist, wo anderseits der Ruf nach Loslösung von mechanistischem Kleben an dem kleinen Schleimhautbezirk und mehr philosophischer Würdigung des Gesamtorganismus immer lauter ertönt, fragen, ob nicht Schnitzler der bessere Arzt gewesen ist, der das von Anfang seines Spezialistentums besaß, was wir uns erst mühsam erwerben müssen, den Sinn für die Beziehungen jedes Organs zum ganzen Menschen. Neben dem berühmten Atlas hat sich Schnitzler durch zahlreiche wissenschaftliche Publikationen in der Laryngologie ein bleibendes Denkmal geschaffen. Wir können im Rahmen dieser historischen Skizze nur die wichtigsten nennen, die zeigen, daß Schnitzler zu allen damals die Laryngologie bewegenden Fragen Stellung genommen und sie aus eigener Erfahrung kritisch beleuchtet hat: „Über doppelseitige Rekurrenslähmung“, „Über Laryngoskopie und Rhinoskopie und ihre Anwendung in der ärztlichen Praxis“, „Über Sensibilitätsstörungen im Rachen und Kehlkopf“, „Über die laryngoskopische Diagnostik und Lokaltherapie der Kehlkopfgeschwüre“, „Über tuberkulöse Tumoren im Kehlkopf und endolaryngeale Exstirpation“, „Über Asthma, insbesondere in seinen Beziehungen zu Krankheiten der Nase“, „Über Anwendung des Kokains bei Krankheiten der Nase, des Rachens und des Kehlkopfs“, „Beiträge zur Physiologie und Pathologie der Stimme“, „Über Aphonia spastica“, „Über Diphtherie“, „Klinische Beobachtungen und experimentelle Studien auf dem Gebiete der Kehlkopferkrankungen“, „Über Kombination von Syphilis und Tuberkulose im Kehlkopf“, „Der gegenwärtige Stand der Therapie der Kehlkopf- und Lungentuberkulose“, „Exstirpation von Nasenpolypen in der Hypnose“, „Erstmalige endolaryngeale Exstirpation eines Kehlkopfpolypen in Äthernarkose“, „Über Umwandlung gutartiger Neubildungen des Kehlkopfs in bösartige“, „Robert Kochs Heilverfahren gegen Tuberkulose (Tuberkulin)“ etc. Zahllos sind seine zumeist sehr kritisch gehaltenen Referate über die damalige Literatur auf dem Gebiete der Laryngologie. Auch mit der Reform des medizinischen Unterrichtes beschäftigen sich mehrere Aufsätze, die in der von ihm redigierten „Wiener medizinischen Presse“ erschienen sind.

Nachdem sein Assistent Hajek ein Jahr lang die verwaiste Abteilung erfolgreich suppliert hatte, fiel die Wahl des Plenums der Abteilungsvorstände auf den Privatdozenten für Laryngologie, Schüler und ehemaligen Assistenten L. v. Schrötters, den nachmaligen Vorstand der Universitätsklinik, meinen unvergeßlichen Lehrer Ottokar Chiari.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Siebenbürger deutschen Wundärzte im XVI. Jahrhundert.

Von Professor Dr. **G. Z. PETRESCU** in Bukarest.

Wie wohl bekannt, wurden Barbiergilden überall später als Gilden anderer Gewerbe gegründet.

In Siebenbürgen, wo die Einwanderung deutscher Kolonisten die Einrichtungen des Zunftwesens im XIII. Jahrhundert mit sich gebracht zu haben scheint, und es 1376 zu einer gründlichen Regelung der Zünfte, auf königliche Anordnung, gekommen war, erscheinen Barbiergilden erst im XVI. Jahrhundert in sächsischen Städten. Dieselben schlossen untereinander den 2. Dezember 1569 eine „Landesunion der Balbierer“, die nachher auch Privilegien erhielt.

Es dürfte nicht nur eine Zunahme an wirtschaftlicher oder politischer Macht des Geschäftes als Folge erwartet worden, sondern hauptsächlich eine bedeutende Hebung des Standes. Lagen ja die Barbiere, obwohl die gesamte Chirurgie sich in ihren Händen befand, auf derselben Stufe der allgemeinen Verachtung wie die Bader, mit denen sie noch verwechselt, weil in älteren Zeiten hie und da vereinigt waren. Auf den Badern aber lastete der Makel der Unehrlichkeit.

Wer in eine Zunft aufgenommen werden sollte, mußte seine „ehrliche Geburt“ beweisen. Das war ja den biederen sächsischen Barbieren möglich. Außerdem waren sie aber

auch der Gesellschaft unentbehrlich als tüchtige Wundärzte, und noch, dank diesem Berufe, vielen anderen bildungsgemäß weit überlegen. Ein dringendes Bedürfnis empfanden sie also, sich von der Eingenommenheit, die gegen sie herrschte, zu befreien, und natürlich erschien ihnen die Innung das einzige Mittel, den alten Wahn der Unehrlichkeit zu verdrängen.

Was die Wundärzte bis dahin erlitten, sie selbst wie auch ihre Gehörigen, ist leicht zu begreifen. Von seiten früher geregelter Zünfte hatten sie nicht nur kein Entgegenkommen zu hoffen, sondern sie sahen auch ihre Nachkommen, die ein anderes Handwerk lernen wollten, von den betreffenden Meistern abgewiesen.

Aus den unten folgenden Akten erhellt die gegenseitige Lage der Barbiere und des Goldschmiedhandwerks in Hermannstadt, noch kurz vor Entstehung obgedachter Landesunion. Es soll nur hier hervorgehoben werden, daß die Goldschmiedzunft, die nicht viel älter als die Barbierzunft war, sich gewiß — weil mit Edelmetall beschäftigt — als die vornehmste in ihrer Einbildung schätzte, und daher streng geschlossen hielt. Da nun diese Schriften selbstredend und ergreifend sind, teile ich sie ohne weiteres ausführlich mit. [1])

(Gesuch an den Bürgermeister und Rath der Stadt Augsburg, vom Jahre 1560.)

Edelivest fürsichtig Ersam vnd weis Herren Statpfleger Burgermaister vnd Rate diser Loblichen Stat Augspurg gebiettendt vnnd gonnstig Herren / Ich hab ain Schwager zu Hermenstat Inn Sibenbürgen der mainer Haus Frauen Schwester zum weib gehabt mit namen Hannes Hess ain wundarczt vnnd Barbirer / der hat ain Sone Dauid genannt / den Er am selben ort das goldschmidt handwerckh wolt lernen lassen / daran Ine aber etlich maister verhindern vnnd furgeben sollen / das nit allain bey Inen sonnder auch Inn Teutschlant gebreuchig sey / der Barbirer Kinder Inn anndern Hanndwercken mit der lernung nit zuzulassen / Welches nit allain frembd zu hören sondern auch den Eerlichen leuten von Barbirern vnnd wundarczten Iren weib vnd Kindern zu höchster beschwerdt vnnd verklainerung vnnd als ob sie vnredlich vnnd nit wie andere hanndwercks genossen bider leut weren raichet / Dieweil aber wissentlich vnnd am tag ist / das der Barbirer vnd wundarczt Kinder hie vnnd Inn anndern Erbern frey vnnd Reichsstetten / von kainem Hanndwerckh ausgeschlossen werden / So ist mein vnderthenig hochfleissig bitt Eur v: vnnd hl: wollen mir an die fürsichtigen Ersamen vnd weisen Herren Bürgermaister vnnd Rate der Stat Hermanstat / gonnstige vrkundt vnnd furschrifft mittailen dass alhie der Barbirer vnnd wundarczt sowoll als anderer hanndwerker Kinder auff allerlay hanndwercken darzu sie lust haben zugelassen werden / vnnd alssdann mit denen von Goldschmiden hanndlen vnnd verfuegen / damit meiner Haus Frauen Schwester Sone an lernung des goldschmits Hanndwercks nit verhindert werde / Das bin umb Eur v: vnnd Hl: lanngevirige glückselige fridliche Regirung Gott den almechtigen zu bitten vnnd zuverdiennen berait vnnd urbütig /

Fur v: vnnd Hl Undertheniger gehorsamer Johann Ehniger Predicant /

Ohne Zögerung stellte der Augsburger Rat das verlangte Zeugnis aus und ließ es seinen Hermannstädter Kollegen zukommen. Es lautete wie hier steht:

Den Ersamen vnnd Weysen Burgermayster vnnd Rathe der Stat Hermenstat jn Sibenbürgen vnsern Liebenn vnnd gueten Freunden empieten wir die Rathherren der Stat Augspurg unser freundtlich willig dienst / Zuuor Ersam und Weiss Lieb vnd guet Freundt / Wass vnns Johann Ehnig unser Kirchen diener vnnd predicant alhir / anheut berichtet vnnd gebet dass haben E. W. auss eingeschlossner seiner supplication zuvernemen / diweill wir dann jn vleyssiger nachfrag bey den vnsern gehalten befinden /daß der Wundartzt und Parbierer Kinder (.In be denckhen dass Ire eltern eherlichen ansehenlichen / auch gemeinem Wesen hocherspriesslichen nutzlichen kunsten vnnd handthierungen zugehen.) zu allerlay eherlichen Kunsten handwerkkhen vnd sachen nit allain alhir /sondern auch jn ganzer Teutscher Nation durchauss wie billigh zugelassen / vnnd niendert daruon ausgeschlossen worden./ So ist demnach an E. W. vnser ganz freuntlich bitt / die garuech auff des supplicanten begern / vnd von diser unser furschrifft wegen /mit Irn Burgern von goldschmidem: Seuil zuverfuegen / darmit der angetzogen seines Schwagers Hansen Hessen Son / Dauid Hess / an Lernung dess goldschmid handwercks nit verhindert / noch von eherlichen bürgerlichen sachen ausgeschlossen werde / Dass sein Wir / zue dem es an Ime selbs billich / vmb E. W. freudtlich zuuerdienen verbietig. Datum der dritten Fedruarii Avg. Bg.



Den Ersamen vnnd Weysen Bürgermayster vnnd Rathe der Statt Hermenstatt in Sibenbürgen Unsern Lieben vnd guetten Freunden /

Doch hatte selbstverständlich der Wundarzt Hess sich gleichzeitig mit dem Schreiben an seinen Schwager auch dem Rate Hermannstadts zugewandt, um zu einer günstigen Dazwischenkunft der Behörde zu gelangen. Seine Bittschrift ist uns leider nicht erhalten.

Seinerseits, bereitwillig zu helfen, faßte der Rat die Gelegenheit, einer Reise des Stadtapothekers Gallus Fischer nach Deutschland, um diesem den Auftrag zu geben, in betreff dieser undeutlichen Angelegenheit sich genau zu erkundigen und näheres darüber von Obrigkeiten ausweisen zu lassen. Dann trafen auch bald nachstehende zwei offizielle Briefe ein:

(1.)

Wir Thoman Sibenbürger Romischer Khay. Majestät unseres allergnedigsten Herrn Rat vnnd Burgermaister vnd der Rate der Statt Wienn / Bekhennen Nachdem vnns der Erbar Gall Vischer Bürger zu der Hermanstat jn Sibenbürgen fürgebracht / wie Ime von denen fürsichtigen Ersamen vnd weisen Herrn N. Bürgermaister vnd Rate daselbst zu der Hermanstat vnnsern lieben und guetten freundten beuolhen worden zu seiner hieherkhunft bey vnns zu erkhundigen wie es alhir mit den Barbierers Sünen gehalten, ob die auch zu anndern Hanndtwerchen zuegelassen und darauf gefürdert werden, wie er die Sach befinde, desselben von vnns Urkhundt zu nemen. Hat Er vnns derhalben alles Vleiss gepetten Ime diswegen glaubwirdig Khundtschafft mittzutaillen. So wir dann die warheit zufürdern genaigt / Sagen wir offenlich vnd thun khundt meniglich mit disem brief / dass nit allain vor vill Jarn vnd noch bey vnns im gebrauch ist, Barbierer vnd Paders khinder auf allerlay Handtwerchen lernen zulassen und für Redlich zuhalten, Sunder auch höchsternente Rom Khay Majest. haben soliches lautter statuirt vnd georndt in Jrer Khay Majest. Policeyordnung vnd offenlich in drukh ausgeen lassen. Des zu Urkhundt haben wir auf obennents Vischer gepete Urkhundt mit vnnserm vnnd Gemainer Stat mitlerm hieraufgedrukhten Innsigel bekhreftigt. Beschehen zu Wienn am sechsundzwainzigsten Tag Nach Christi unsers lieben Herrn Gepurde, jm funffzehenhundert vnnd im Sechzigisten Jar.



[1]) Die Originalien befinden sich im Sächsischen National-Archiv, Hermannstadt (1560/Nr. 963—5. L. 21).

(2.)

Wir Burgermaistere vnnd Rathe der Stadt Nürmberg. Nachdem der Erber Gall Fischer Bürger zu der Hermstadt jn Sibenbürgen uns fürbracht hat wie dass er von den fürsichtigen Ersamen vnd weisen Bürgermaistern vnd Rathe doselbsten zu der Hermstadt vnnsern besundern lieben und güten freunden beuelch empfangen zu einer hieherkunfft bey vnns erkundigung zuthun, wie es hie jn unsre Stadt mit den Barbirers Sühnen gehalten, ob die auch zu anndern Hanndwergen zugelassen und darauf gefurdert wurden / vnnd wie Er die sachen bey vns jn erkündigung befunde, desselben brieflich vrkunde von vnns zu nemen. Darauf Er vns nun dienstlichs vleiss gebeten, wir wolten Ime wie es hierinn bey vns gehalten, desselben also brieflich vrkhundt mitthailen. Weil wir dann die warheit in allweg zufürdern geneigt. So bekennen wir offentlich vnd thun Kunth meniglich mit disem brieff, dass nicht allein von sehr viel jharn hero, und noch bey vns jm prauch vnd übung gewest, Barbirer und Bader Kinder uf allerley Handwergken zu lernen zu Gelassen, vnd für redlich zu halten. Sonder die vorig Rom. Kay Maj vnnser aller gnedigster Herr, Hochlöblichster gedechtnüs, Auch Churfürsten, Fürsten und gemaine Stende dess Heilgen Reichs Teutscher Nation haben. ein solches Anno Acht und virzigk der wenigern Zahl nechst verschumen, uf dem domals zu Augspurgk gehaltenem Reichstag, auch lauter statuirt vnd geordent vnd in jrer Maiestat Policeyordnung offentlich jn truck ausgeen lassen. Dess zu vrkundt haben wir obgedachtem Fischer uf sein bitt disen brief mit vnnser Stadt Nürmberg zu rügk aufgetrucktem Secret Innsiegel besigelt Geben, am Donnerstag den Neun vnnd zwaintzigisten Februarij Nach Christi vnnseres Herrn vnd Seligmachers geburt Jm funftzehenhundert vnd jm Sechzigisten Jhar.



(Insiegel am Verso:)

So stand die Sache im klaren und das Übel konnte beseitigt werden. Mußte ja das Beispiel des Westens als maßgebend den begehrten Schluß erwirken. Auch folgte die Aufnahme des jungen Barbiersohnes in die bisher für ihn gegnerisch gesinnte Goldschmiedzunft. Als Meister dieses Handwerkes beendete David Hess ein zu kurzes Leben im Jahre 1575.

Dieser Fall dürfte bahnbrechend sein, und nachher traten gewiß viele Barbierkinder in allen Handwerken ein. Übrigens hatten sich die Wundärzte an dem großen Ansehen, dessen sich die allmählich vermehrten geschulten Ärzte erfreuten, derzeit auch beteiligt.

Das war aber erst im XVII. Jahrhundert, das alle Verhältnisse umänderte, und da man auch — jetzt umgekehrt — eines Goldschmiedes Sohn, ohne Vorurteil, Arzt werden sehen konnte.[2]) Unbestreitbar mochte so ein Ereignis als eine gebührende späte Vergütung für den Barbierstand gelten.

*

Literatur: Emil Sigerus: Vom alten Hermannstadt. Hermannstadt, 1923. — Heinrich Herbert: Die Gesundheitspflege in Hermannstadt bis Ende des XVI. Jahrh. Archiv f. Siebenb. Landeskunde, Bd. XX, H. 1.

---

[2]) Andreas Teutsch, Hermannstädter Stadt-Physikus 1697—1704.

Jean Baptiste Lalangue.

Ein Schüler Van Swietens und Gründer der kroatischen medizinischen Literatur. (1743—1799.)

Von Dr. med. et phil. **LUJO THALLER**

Hon.-Professor der Geschichte der Medizin an der Universität in Zagreb, Jugoslavien.

Der Name Jean Baptiste Lalangues ist in keiner Geschichte der Medizin zu finden. Ich glaube kaum, daß seinen Namen außer dem einen oder anderen Spezialforscher irgendwer kennt. Über diesen merkwürdigen Mann ist in deutscher Sprache nur in Wurzbachs Lexikon und in ungarischer Sprache in Szinnyeis Magyar Irok und Revays Lexikon einiges mitgeteilt. Selbst in Kroatien ist er kaum so bekannt wie er es verdienen würde. Kein einziger Forscher hat außerhalb seines Adoptivvaterlandes diesen bedeutenden Schüler Van Swietens irgendwie beachtet, außer unserem hochverehrten und hochverdienten Jubilar Professor Neuburger in der Festschrift zu der Halbtausendjahrfeier der Wiener medizinischen Fakultät. Zweifellos ist es verständlich, daß ein Arzt unbeachtet blieb, der wenig Originelles geleistet hat, dessen fünf gedruckte Werke (wenn wir von der lateinischen Doktoratsdissertation absehen) teils in einen Dialekt der kroatischen Sprache, teils in der ungarischen Sprache publiziert wurden. Und dennoch hat das Studium seines Lebens einen besonderen Reiz. Man kann daran studieren, welchen Einfluß große geschichtliche Zusammenhänge im Leben eines Einzelnen haben, wie sich diese Zusammenhänge häufig aus unendlich vielen kleinen Einzelgeschehnissen bilden und welche verschlungene Wege die Ideen nehmen können, bevor sie irgendwo zur Geltung kommen.

Lalangue ist, wie es Professor Neuburger nachgewiesen hat, in Matton in Belgien am 27. April 1743 geboren. Sein weiteres Leben bis zu seinem Eintreffen nach Kroatien ist uns in groben Zügen aus seiner Autobiographie, mit der er sein Hauptwerk „Medicina ruralis" beginnt, einigermaßen bekannt. Er kam zum Studium der Medizin nach Wien, wo er sich zuerst ganz besonders dem Studium der Anatomie widmete. Durch seinen besonderen Fleiß, wahrscheinlich aber auch, weil er doch beinahe ein Landsmann war, zog er die Aufmerksamkeit Van Swietens auf sich und wurde sein Privatsekretär. Als solcher hat er nach seinen Angaben einen Index zu den Commentaria ausgearbeitet. Es ist mir leider unbekannt, ob dieser Index publiziert wurde. In seiner Doktoratsdissertation, von der ich nur zwei Exemplare auffinden konnte (beide in den Wiener Bibliotheken), bezeichnet er sich als Aureomontanae fundationis alumnus. Er promovierte am 29. September 1770 in Wien mit der Dissertation Neurologia. Die Dissertation war eine kurze Anatomie des peripheren Nervensystems. Er arbeitete nach seinen eigenen Angaben in diesem Jahr im Spanischen Spital und akquirierte dortselbst während der großen Typhusepidemie einen schweren Typhus. Während der Krankheit interessierten sich um ihn täglich nicht nur Van Swieten sondern auch die Kaiserin und der Kaiser. Nach seiner Genesung wurde ihm angetragen als Arzt des Banus Nadasdy nach Kroatien zu ziehen. Er nahm den Antrag an, doch bevor er Wien verließ, widmete er sich einige Zeit der Geburtshilfe.

Kroatien war zu Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kaum ein sehr begehrenswertes Aufenthaltsland. Durch Jahrhunderte ging durch das Land die Demarkationslinie zwischen Orient und Occident. 150 Jahre tobte im Lande selbst der Krieg und erst zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde ganz Kroatien und Slawonien vom türkischen Joche befreit. Leider blieb es noch immer in der Nachbarschaft des Ottomanischen Reiches. Das einst blühende Land war ganz verwüstet und die Bevölkerung verarmt. Ein großer Teil des Landes war als Militärgrenze ge-

gen allfällige türkische Einfälle und als Sanitätskordon gegen die Pest vom Mutterlande abgetrennt und ganz militärisch organisiert. Das übrige Land hatte noch immer seine uralte der ungarischen nicht unähnliche feudale Verfassung. Es war in ganz autonome Komitate eingeteilt, die ihre eigene Verwaltung hatten. Nur wichtige Angelegenheiten wurden in dem Landtage, der sich unter dem Vorsitze des Banus versammelte, besprochen. Selbstredend waren die allermeisten Mitglieder des Landtages Mitglieder des feudalen Adels des Landes. Mit Ungarn gemeinsame Angelegenheiten wurden im gemeinsamen Landtage mit ihnen beraten. Das Land hatte eigentlich keinen ständigen Verwaltungsapparat, wenn wir von wenigen Honoratioren die der Landtag wählte, absehen, bis zum Jahre 1767. Erst die Kaiserin Maria Theresia setzte ein „consilium regni" id est eine gewisse Landesregierung 1767 ein. Die Verfassung war ganz feudal. Der ganze Boden und die ganze politische Macht war in den Händen des Adels und des hohen Klerus. Der Bauer war leibeigen und nur in wenigen Ausnahmen gab es noch freie, ja adelige Kleinbauern. Städte, die von Wichtigkeit waren, gab es in Kroatien und Slawonien außerhalb der Militärgrenze nur viere: Zagreb (Agram), Varasdin, Poseg und Osijek (Esseg). Das Bürgertum war sehr schwach. Die hygienischen Verhältnisse waren im Lande womöglich schlecht. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts gab es noch eine schwere Pestepidemie und Typhus, Pocken, Skorbut und Hunger waren ständige Gäste. Als Beispiel einer endemischen Krankheit fand ich in den Vorlesungsheften L a l a n g u e s aus seiner Studentenzeit in Wien Malaria in Kroatien angeführt mit der Bemerkung, man nenne die Krankheit auch Morbus croaticus.

In diesen schweren Verhältnissen, welche durch die verschiedenen Kriege der Kaiserin sicher noch kompliziert wurden, sie zogen ja auch Kroatien stark in Mitleidenschaft, entfalteten zwei Mächte eine rege Kulturtätigkeit. Die eine Macht war der Jesuitenorden. Er eröffnete Schulen schuf Bibliotheken und befaßte sich mit der Jugenderziehung. Selbst Apotheken eröffnete er. Seine Mitglieder haben in Kroatien eine ganze Literatur in der Landessprache und in der lateinischen Sprache geschaffen. Noch heute beweist eine große Anzahl von ihnen damals erbauter Kirchen einen hohen Kunstsinn. Die zweite Macht waren ihre Gegner die Freimaurer. Schon Anfangs des Jahrhunderts findet man die ersten Nachrichten von ihrer Tätigkeit in Kroatien. Es gehörten dem Orden hauptsächlich hervorragende Mitglieder des hohen und niederen Adels, des Klerus und wenige Bürger. Eine ganze Anzahl von Offizieren in der Militärgrenze findet man in den erhaltenen Verzeichnissen der Mitglieder.

Obzwar ich wenig darüber aus den Dokumenten erfahren konnte, weswegen gerade L a l a n g u e nach Kroatien ging, läßt sich einiges darüber schließen. Es lag sicher im Sinne der allgemeinen humanitären Tendenzen der Regierung dieser Kaiserin, das Heben der hygienischen Verhältnisse auch in Kroatien, wo es damals kaum fünf oder sechs Ärzte gab. Daß Van S w i e t e n seinen Schüler dazu für besonders befähigt hielt ist wohl verständlich. Es scheint aber die vermehrte Aufmerksamkeit, die man Kroatien und Slawonien in diesen Jahren schenkte, eine tiefere Ursache gehabt zu haben. Man scheint schon langsam den Gedanken gefaßt zu haben, für die Verluste im Westen sich im Osten zu regressieren.

Es scheint aber auch ein peinlicher Zwischenfall in Kroatien die Ursache, weswegen der Banus einen jüngeren und neuen Arzt nach Kroatien wünschte. Der alte von dem Landtage 1746 gewählte Medicus regni, Matthias H i n t e r h o l z e r, kam in einen schweren Konflikt mit dem Varasdiner Komitatsphysikus De G r a s s y. Dieser Italiener war, wie man es aus einer Schmähschrift H i n t e r h o l z e r s, die er unter dem kurzen Titel: Animadversiones in descriptionem curae physicomechanicoorganicae feliciter terminatae quem mercurium vivum in descripto morbi genere non fuisse indicatum sed empyrice et abusive applicatum ostenditur in Graz 1770 drucken ließ, ersehen kann, 24 Jahre in Varasdin tätig. Diesen Physikus starb nach einer forcierten Quecksilberkur ein reicher Kranker in Zagreb und dieses Malheur war die Ursache einer hochnotpeinlichen Untersuchung gegen D e G r a s s y. In einer geschriebenen Verteidigungsschrift, die er seinen Patienten sendete, versuchte er sich zu rechtfertigen. Nun ließ H i n t e r h o l z e r sowohl diese Verteidigungsschrift als auch eine beißende Kritik derselben in der oben erwähnten Schmähschrift veröffentlichen. Die Sache nahm für D e G r a s s y eine möglichst böse Wendung. H i n t e r h o l z e r war Mitglied des oben erwähnten consilium regni, eigentlich eines Sanitätskomitees. Dieses Komitee hatte die Sanitätsverordnungen aus dem Jahre 1770 durchzuführen, nach denen nur diejenigen Ärzte das Recht Praxis auszuüben hatten, die an einer in Erblanden bestehenden Universität das Doktorat erworben haben. Dieser Nachweis wurde von allen Ärzten verlangt und D e G r a s s y verschwand spurlos. Leider konnte ich nicht eruieren ob er überhaupt kein Doktorat und nur ein ausländisches gehabt hat. Nun war die Stelle des Varasdiner Komitatsphysikus vakant, aber auch H i n t e r h o l z e r s Position bei dem Banus geschwächt. Der Banus wendete sich nach Wien um einen tüchtigen Arzt für sich und das Varasdiner Komitat und so wurde L a l a n g u e nach Kroatien gesendet. Diese kleine Episode zeigt uns, aus welch minimalen Teilereignissen sich große hystorische Zusammenhänge bilden können. Kroatien liegt an der Adria und der Einfluß Italiens war dort durch das ganze Mittelalter und die ersten Jahrhunderte der Neuzeit dominant. Der Aufschwung der Länder, die am Atlantischen Ozean liegen, wurde in der Neuzeit immer größer. Der Aufschwung Niederlands hatte zur Folge die Blüte der Wissenschaften dortselbst. Es konnte sich dort ein B o e r h a v e und sein Schüler Van S w i e t e n entwickeln. Es liegt in dieser an sich unbedeutenden Episode der Flucht des italienischen Arztes D e G r a s s y und der Ankunft des Belgiers L a l a n g u e etwas Symbolisches. Die Länder am Atlantischen Ozean dehnen ihren Einfluß bis an die Küsten des Mittelmehres aus.

Der erste Schritt L a l a n g u e s in Kroatien scheint sein Beitritt in die Freimaurerloge in Glina 1771. Am 30. März 1772 wurde er erst Komitatsphysikus in Varasdin und bekam dort seine Wohnung in dem Komitatsgebäude. Nach eifrigen Studien im Lande hat L a l a n g u e sich entschlossen seinem Adoptivvaterlande (er sagt recht prosaisch: das Land, welches mich nährt, ist mein Vaterland) durch literarische Betätigung dankbar zu erweisen. Ich wage nicht zu entscheiden, ob er es aus eigener Initiative tat, oder durch seine Logenbrüder dazu angeeifert wurde, oder aber den Ansporn dazu von seinen Gönnern in Wien, insbesondere möglicherweise von Van S w i e t e n selbst bekam. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat für mich die Hypothese, daß seine Gönner in Wien ihn durch die Loge dazu ermutigt haben. Sein erstes Werk war die „Medicina ruralis oder die Dorfmedizin zum Gebrauch der Bauern und Armen des Königreiches Kroatien und der Länder der Umgebung". Das Buch schrieb er in lateinischer Sprache und es wurde ins Kroatische vom Franziskanermönch Edmund Platušić übersetzt. Gedruckt wurde es von der Filiale der Wiener Buchdruckerei Trattner in Varasdin 1776. Das Werk ist sicher nicht originell. Es handelt sich um eine Umarbeitung Tissots Avis au peuple sur sa santé. Es handelt sich aber um keine Übersetzung. Die Unterschiede sind wichtig und charakteristisch. Er selbst erklärt weswegen er Tissots Werk nicht übersetzen wollte. Er meint Tissots Werk hätte für das Land seiner Betätigung Geltung, er aber schreibe für ein ganz anderes Land mit anderen Sitten und Krankheiten. Als Vorwort hat das Werk eine kleine Autobiographie, die ich schon erwähnt habe. In der Einleitung bespricht er die Ursachen der schlechten Gesundheit des Bauernvolkes und aus einer einzigen Bemerkung läßt sich

gut der Geist, in dem das Werk geschrieben ist, ersehen. Er bemerkt, das der leibeigene Bauer häufig lebenslänglich siech bleibt, weil ihm von seinen Landesherren nach einer schweren Krankheit nicht genügend Zeit gelassen wurde sich zu erholen, sondern von ihm schwere Frohnarbeit verlangt wurde. Er appelliert an die Herren, solches nicht zu tun, denn sie schädigen sich selbst dadurch. Die sanitären Mißstände des Dorfes, das schmutzige ungelüftete Haus, die schlechte und ungenügende Nahrung, der Alkoholmißbrauch, die unhygienische Kleidung werden scharf kritisiert und in ihrer Bedeutung richtig beurteilt. Im zweiten Teil des Werkes beschreibt Lalangue verschiedene, hauptsächlich infektiöse Krankheiten beim Bauern und bespricht die Therapie, die der Bauer selbst durchführen kann. Auffallenderweise spricht er über die Variolisation nicht, trotzdem wir darüber in Tissots Werk ein befürwortendes Kapitel finden. Im letzten Teil des Buches bringt uns der Autor eine Rezeptsammlung für die Hausapotheke und macht sich erbötig, jedem, der es wünscht, die für die Rezepte nötigen Pflanzen in Varasdin bei gemeinsamen Spaziergängen zu zeigen.

Im Buchhandel hat dieses erste in kroatischer Sprache gedruckte medizinische Werk keinen großen Erfolg. Die Nachfolger der Verlagsfirma annoncierten noch fleißig im Jahre 1848 die Medicina ruralis. Der Preis war 15 Kreuzer pro Exemplar. Kein Wunder, denn wenige kemen in Betracht es zu kaufen. Der Adel konnte ja wenig Interesse an einem Buche haben, das für den Bauer geschrieben wurde. Der Bauer der sich schlecht ernährte, noch schlechter kleidete und ganz schlecht wohnte und noch dazu schwere Frohnarbeit leisten mußte hatte weder Zeit noch Möglichkeit lesen zu lernen oder sich gar ein Buch zu kaufen. Der Einzige Abnehmer des Buches war der Geistliche und der seltene Bürger. Das Buch war keine Einzelerscheinung. Es ist ein typisches Produkt dieser Zeit: der Aufklärungsperiode. In der kroatischen Literatur dieser Zeit finden wir noch einige populärwissenschaftliche Werke, so zum Beispiel eine Übersetzung Wollsteins Veterinärmedizinischer Schrift, dann in Slawonien Reljkovićs didaktisches Gedicht „Satir“, das ungefähr alles, was den Bauer interessieren kann, bearbeitet. Diese Tätigkeit, die sich eng an die Arbeit der Logen anschließt, fand bei Logenbrüdern am meisten Anklang, doch scheinen Lalangues Arbeit nur die radikaleren Mitglieder favorisiert zu haben.

Obzwar der direkte Einfluß dieses Werkes kaum bedeutend aussah, scheint mir der indirekte desto größer gewesen zu sein. Die auffallendste Stelle, an der Lalangues Medicina ruralis von Tissots Avis au peuple abweicht ist der Titel. Tissot wendet sich an das Volk und Lalangue übersetzt peuple mit dem Worte Bauer. Es mag die Legende vom pflügenden Kaiser unrichtig sein, die Tatsache steht fest, daß von ihm mindestens indirekt beeinflußte Persönlichkeiten es waren, die in Kroatien wenigstens den Bauern entdeckt haben und ihn als Menschen behandelt haben. Lalangues Werk ist eines von den ersten, das sich bewußt und ausschließlich an den kroatischen Bauern wendet. Es sind wohl De Quesnays Ideen, die hier eingewirkt haben, doch bekamen sie damals ausgesäht spät ein neues Leben. Die Identifikation Volk—Bauer wurde in Kroatien schicksalhaft. Es lassen sich Fäden von dieser ersten Identifikation bis zu der dogmatischen Ausarbeitung dieser Identifikation in der Theorie der heute das ganze kroatische Volk umfassenden Bauernpartei Stjepan Radićs aufweisen. Anderthalb Jahrhundert schlummerte diese Idee um sich desto mächtiger heute zu manifestieren. Ebenso schicksalhaft wurde Lalangues Werk für die ganze Entwicklung der medizinischen Literatur und der medizinischen Bestrebungen in Kroatien. Die Hygiene und speziell die soziale Hygiene des Dorfes blieb das Thema, das man in Kraotien studierte. Die mächtige sozialhygienische Bewegung, die nach dem Kriege in Jugoslawien unter der Führung Dr. Stampars ganz enorme Erfolge aufweist, hat hier ihre Wurzel.

Das zweite Werk Lalangues hat mehr unmittelbaren Erfolg aufzuweisen. Es war seine „Institutio brevis de re obstetritia oder eine kurze Einleitung der Hebammenkunst für den Gebrauch der Bäuerinnen und armen Dorffrauen Kroatiens und der umgebenden Länder“. Das Buch wurde 1777 in Zagreb gedruckt, weil die Trattner'sche Buchdruckerei dorthin übersiedelte. Es wurde von Lalangue ebenfalls in lateinischer Sprache verfaßt und es wurde höchstwahrscheinlich von einem anderen Franziskanermönch, einem gewissen Klimpacher ins Kroatische übersetzt. Das Buch ist eine Überarbeitung Steideles Buches Unterricht für die Hebammen. Es ist darin die Anatomie der weiblichen Geschlechtsorgane, ihre Physiologie, die Beschreibung der normalen Geburt und der normalen Untersuchung zu finden. Weiters ist darin eine Anleitung, wie man bei der Geburt der Frau helfen soll. Die pathologische Geburt ist ganz kurz behandelt worden. Auch hier macht sich Lalangue erbötig, jede Frau, die er dafür irgendwie geeignet findet, gratis in Varasdin in der Hebammenkunst zu unterrichten. Das Buch erlebte 1804 eine Neuauflage, was einen enormen Buchhandelserfolg bedeutete. Auch sonst hat es mehr unmittelbaren Erfolg als die Medicina ruralis. Auch sein Nachfolger, der Kommitatsphysikus Lueff ließ an die Frauen des Varasdiner Komitates eine gleiche Einladung ergehen wie sie Lalangue machte. Sein Buch fand im Lande Nachahmer. In Karlobago schrieb ein gewisser Carobbi 1795 eine kroatische Geburtshilfe, die er dem Großmeister der Zagreber Loge, Bischof Maximilian Vrhovac widmete. Sein Manuskript blieb ungedruckt. Wichtiger ist der Einfluß dieses Buches auf den Zagreber Arzt Rudolf Lamprecht. Dieser doktorierte in Wien mit der Dissertation De epilepsia parturientium, dann kam er nach Zagreb und eröffnete im Jahre 1811 eine private Chirurgenschule, die aber leider bald einging. Dann kam er nach Padua und wurde an der dortigen Universität Professor der Geburtshilfe und schrieb 1837 ein Hebammmenlehrbuch Manuale di ostetricia, daß sicher von Lalangue beeinflußt wurde. Bei der späteren Eröffnung der Hebammenschule Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Zagreb ist die Existenz eines kroatischen Lehrbuches der Hebammenkunst mitentscheidend gewesen. Aus dieser Hebammenschule entstand die heutige herrliche Universitätsklinik für Geburtshilfe und Gynäkologie.

Das dritte Werk Lalangues wurde in Kroatien am meisten populär. Es ist der „Tractatus de aquis medicatis regni Croatiae et Slavoniae oder die Beschreibung der Mineralwässer Kroatiens und Slawoniens und der Art wie man sie gebrauchen soll“. Das Buch wurde 1779 gedruckt. Es zerfällt in zwei Teile. Der erste ist eine Anleitung, wie man die Wässer gebrauchen soll. In den zweiten finden wir ein Kompendium der Analysen der Mineralwässer Kroatiens und Slawoniens. Die Analysen hat Professor Cranz in Wien durchgeführt und sie in seinem großen Werke „Gesundbrunnen“, wo alle Mineralwässer der Habsburgischen Monarchie beschrieben wurden, publiziert. Die Wässer aus Kroatien wurden ihm von Lalangue zugesendet, der sie an Ort und Stelle schöpfte. Aus Slawonien wurden sie ihm von dem Poseganer Physikus Katinelli zugesandt. Lalangue publiziert nun die Analysen Cranzens in der kroatischen, lateinischen und deutschen Sprache. Das Buch enthält als erstes die Beschreibung aller kroatischen Bäder. Vor Lalangue wurde nur Varasdin-Teplitz von Peyer 1710, dem damaligen Medicus regni, analysiert und beschrieben. Nach Lalangues Buch entstand eine ganze balneologische Literatur über diese Bäder. Das meiste waren zwar Prospekte, aber alle diese Arbeiten haben einen äußerst günstigen Einfluß auf die hygienischen Verhältnisse in diesen Bädern ausgeübt. In dem Gesundbrunnen publiziert Cranz einen Brief Lalangues. Lalangue beschreibt ein Bad in Kroatien. Dieser Brief mit

der drastischen Beschreibung des landesüblichen Schröpfens und des Ekels den man empfindet, wenn man sich dies Bad mit dem blutigen Badewasser, den nackten Männern und Weibern, die sich promiscue Baden ansehen muß, ist für sich ein kulturhistorisches Kuriosum. Es erlangte zwar von allen diesen Bädern nur das Lipiker Bad in Slawonien eine Berühmtheit über die Grenzen des Vaterlandes, doch ist es Lalangues Verdienst, daß man die lokale Bedeutung dieser Bäder erfaßt hat. Die meisten dieser Bäder verzeichnen ihren Aufschwung nach dem Auftreten Lalangues und viele von ihnen blühen noch heute.

Dieses Werk gab unser Physikus 1785 in einer ungarischen Bearbeitung heraus. Der Titel dieser Bearbeitung lautet: Lalangue Janosnak munkaja a magyar orszagi orvos vizekröl. Der Unterschied zwischen der kroatischen und ungarischen Ausgabe ist hauptsächlich im zweiten Teile des Werkes. Er beschrieb in der ungarischen Ausgabe alle Bäder der damaligen Länder der heiligen Stephanskrone.

Das letzte Werkchen Lalangues scheint das einzige zu sein, das er in der kroatischen Sprache selbst verfaßte. Es ist ein Büchlein über die Kartoffelzucht: „Die Art, wie man die Kartoffel züchtet und gebraucht". Es wurde 1788 herausgegeben. Es ist interessant, daß der Osijeker Physikus Matthias Kercselich, ein Freimaurer, ebenso wie Lalangue, auch ein Werkchen Institutio practica genannt, 1782 herausgab, das die Kartoffelzucht und die Zucht anderer damals in Slawonien noch unbekannter Nutzpflanzen bearbeitet. Der Ansporn kam scheinbar aus derselben Quelle.

Das Bild Lalangues wäre kaum vollständig, wenn ich nicht hervorheben würde, daß er auch den Erzreichtum Kroatiens und insbesondere des Varasdiner Komitates durchstudiert und darüber seinem Komitate ausführliche Berichte erstattet hat. Er war mit seinem Berichte sicher einer der Väter des auch heute bedeutenden Bergbaues in diesem Komitate.

Lalangue hat eine Belgierin geheiratet. Es war eine gewisse Delbar, 1742 geboren. Ob er Kinder gehabt hat und wie sich überhaupt sein Privatleben gestaltete, konnte ich nicht nachweisen. Praktiziert hat er, und zwar bis zu seinem Lebensende. Sein Journal aus den letzten Lebensjahren ist uns erhalten. Gestorben ist er 1799 in Varasdin, wo er auch begraben wurde.

Die Erinnerung an ihn ist stark verblaßt selbst in dem Lande seiner Tätigkeit. In seinem Geburtslande kennt man ihn überhaupt nicht. Trotzdem hat sein Werk reichliche Frucht gebracht.

Seine Bedeutung für Kroatien war entscheidend und sein Einfluß blieb tief. Durch seine Tätigkeit hat er dem Westen Europas wenigstens in medizinischer Hinsicht Kroatien definitiv angeschlossen. Der Einfluß der Wiener Schule wurde dort absolut ausschlaggebend. Trotzdem er sicher kein führender Geist in der Wiener Schule selbst war, verdient er eben wegen dieser seiner Arbeit unter den Schülern Van Swietens, unter den Zöglingen der großen ersten Wiener Schule ein bescheidenes Plätzchen auch in der allgemeinen Geschichte der Medizin.

Alexander von Humboldt über Wiener Ärzte und Naturforscher.

Mitgeteilt von **ERICH EBSTEIN** in Leipzig.

Sowohl in der Monographie von K. Doll über Johann Peter Frank (Karlsruhe 1909) als auch in dem schönen Werke Max Neuburgers „Das alte medizinische Wien in zeitgenössischen Schilderungen" (1921, M. Perles) vermisse ich den Namen Alexander von Humboldts, der etwa im August 1797 dort mit seinem Bruder Wilhelm von Dresden über Prag eintraf. (K. Bruhns, A. v. Humboldt, I, 243 ff.)

Während Wilhelm in Gesellschaft des jugendlichen Philologen Bast die handschriftlichen Schätze der kaiserlichen Bibliothek durchforschte, beschäftigte sich Alexander mit botanischen Studien, für die ihm Nicol. Josef von Jaquin und van der Schott in den kaiserlichen Gärten von Schönbrunn die reichsten Herbarien und die seltenste Flora zu Gebote stellten.

Jaquin war seit 1769 Professor der Chemie und Botanik in Wien, wohin ihn van Swieten geholt hatte. Im Frühjahr gab Jaquin theoretische Unterweisungen auf Grund des Linné'schen Systems, während im Sommer täglich praktische Kollegien folgten, verbunden mit Demonstrationen im Botanischen Garten und Exkursionen in die Umgebung Wiens. Dabei wurden, wie Neuburger (außer a. O. S. 12 u. 31) hervorhebt, die medizinischen Bedürfnisse besonders berücksichtigt.

Gleichzeitig lebte A. v. Humboldt hier mitten in Wien unendlich einsam, da er „viel und nicht ohne Glück" arbeitete. Er wohnte in der Kärntnerstraße 1224 im ersten Stock. In Schönbrunn verkehrte Humboldt mit Joseph Franz von Jaquin. Dieser wurde 1797 der Nachfolger seines Vaters.

An seinen Freund Freiesleben, der in dieser Zeit Humboldts Werk „über die unterirdischen Gasarten"[1]) revidierte und zum Druck vorbereitete, das dann 1799 bei Vieweg in Braunschweig erscheinen konnte (346 Seiten), berichtete der junge Gelehrte, daß sein neues Buch und auch die alten in Wien sehr viel gelesen würden. „In Schönbrunn bedient man sich auch mit Vortheil des Mittels der Oxygen-Salzsäure. Ich habe Bäume gesehen aus 24 jährigem Samen. Sonst ist alles hier — —. Man weiß nicht einmal etwas vom Magnet, und der junge Jaquin, dem ich davon erzählte, hat noch nicht einmal das Interesse gehabt, ein Stück bei mir sehen zu wollen."

Besonders ausführlich äußert sich Alexander von Humboldt über die Wiener Verhältnisse in einem undatierten Briefe an den Anatomen Loder. Dieser hatte ihm für die in seinem „Journal für Chirurgie, Geburtshilfe und gerichtliche Arzneikunde" (Bd. I, 1797, S. 441—471) abgedruckte Abhandlung „Über die Anwendung des galvanischen Reizmittels auf die praktische Heilkunde" das erste Honorar in seinem Leben gesandt, das Humboldt in seiner liebenswürdigen Art mit folgenden Worten quittierte: „Sie schicken ein Honorar für ein paar Blätter, denen Sie einen ehrenvollen Platz in Ihrem Journale gegeben haben. Sie bezahlen trotz Herrn Cotta, wenn man mit seinen Horen getanzt; nur daß Ihre Horen den Tanz länger als die seinigen (denen man oft die Müdigkeit anmerkt) aushalten werden. 15 Thlr. 15 Gr. für ein so paar Blätter — nun, es ist das erste Geld, welches mir ein Journal einträgt; und Sie, mein Theurer, haben sich in dem Punkte der unerhörtesten Freigebigkeit nun schon ein Denkmal bei mir gestiftet, daß ich mir eine ordentliche Freude daraus mache, auch dies von Ihnen anzunehmen."

Dann heißt es weiter in demselben Brief: „In Wien brachte ich eine köstliche Zeit zu. Ich wohnte viele Wochen lang in Schönbrunn, und ohnerachtet meine Verbindungen und die besondere Freundschaft des Grafen Sanzau(?) (jetzt eine Art von Premierminister und kaum 34 Jahre alt!) mich in den größeren Alltagszirkel hineinzwängten, so blieb mir doch Muße genug, Franks und Jaquins Haus, wie die öffentlichen Institute zu genießen. Ich habe das Klinikum mehrere Wochen lang besucht, bloß um den alten (Joh. Peter) Frank näher kennen zu lernen, und gestehe, daß selten ein Mann solchen Eindruck auf mich gemacht. Welche Klarheit der Ideen, Besonnenheit und Gründlichkeit bei dem sichtbarsten Aufblitzen des Genies! Daß es in jenem Klinikum so wüthig sthenisch hergehe (worüber halb Wien schreit), habe ich nicht gesehen. Frank hat meine Schwägerin behandelt, und selbst hier, wo gewiß alle Indication der Schwäche (von zu großem Milchverluste) ist, auch hier verfuhr er nach der gemischten Mode, die Sie, mein Theurer, und unser Hufeland gewiß gebilligt haben würden. Was mich an Frank noch besonders freute, daß er bei allen Unarten des vornehmen Mannes doch einfach in seiner Häuslichkeit ist. Bis 11 Uhr ist er im Klinikum beschäftigt, von 11—2 Uhr fährt er umher, von 3—5 Uhr sieht er (wie Tissot), auf seinem Kanapee ausgestreckt, Fürsten und Damen bei sich, und von 5—10 Uhr nachts besucht er wieder

[1]) Erich Ebstein: Über eine vergessene Jugendarbeit Alexander von Humboldts. In: Arch. f. Gesch. der Mathematik, der Naturw. erscheint 1928/29.

Kranke. Des Nachts und morgens vor 7 Uhr betreibt er seine Correspondenz. Ihnen freilich, der Sie auch zeigen, was man arbeiten kann, sollte ich diese Thätigkeit nicht anrühmen. Genießen kann man Frank daher nur in Zwischenzeiten, aber auch dann ist er immer gesammelt, immer empfänglich für physiologische und naturhistorische Unterhaltung. Doch genug von einem Manne, den Sie vielleicht persönlich kennen."

Ehe wir den Brief Humboldts an Loder hier weiter wiedergeben, mag daran erinnert werden, daß etwa um dieselbe Zeit — Sommer 1798 — Ernst Moritz Arndt auch in Wien war und folgendes Urteil über Frank abgab: „Frank hat aber vor allen andern bey seinen klinischen Vorlesungen den meisten Zulauf. Ein herrlicher Alter, von festem Boden und stolzem Bau, und ein ebenso guter Lateiner, als eleganter Teutscher; doch ist er für einen großen Mann nicht bescheiden genug." (Vgl. Erich Ebstein. Ärzte-Memoiren aus vier Jahrhunderten. Berlin 1923, S. 78.)

Darnach gibt Humboldt eine köstliche Schilderung des Wiener Naturforschers Professor Porth, über den ich zum Beispiel in Wurzbachs biographischen Lexikon nichts habe finden können. Es heißt also da weiter:

„Noch muß ich eines Mannes erwähnen, der ohne Vergleich das genialste Wesen von ganz Wien ist, Professor Porth. Da er mit vielen ausländischen Thieren und Pflanzen, Statuen und Präparaten und Münzen, alles in Einem Zimmer, nahe bei dem botanischen Garten wohnt, so habe ich ihn oft besucht. Faulheit und Reichtum haben ihn wohl allein abgehalten, sehr berühmt zu werden, denn näher an Lieberkühn ist in Injectionen gewiß niemand gekommen. Welch eine Sammlung, und das alles in staubigen Kasten vergraben, indeß so, daß weder die mikroscopischen Präparate, noch die Zeichnungen (die meisterhaft danach gemacht sind) leiden... Ein Unglück ist es, daß der alte Mann so reich ist (2—300.000 Fl.), daher ihm bei seinem Eigensinn auch nicht ein kleiner Fetzen präparierter Hautgefäße abzulocken war, so viel Mühe ich mir auch gab. In Wien ist auch niemand so bekannt mit der neuern Chemie und den Fortschritten der Physiologie als er. Alles was an ihm und um ihn ist, hat das sonderbare Gepräge seiner Empfindsamkeit. So trägt er eine Weste mit Ärmeln, die sich in Beinkleider und Strümpfe verlängert. Er steckt darin wie in einem Futteral. Er ißt nur einmal des Tages, und zwar nachts um 10 Uhr, um sich, wie er sagt, mit dem Essen im Leibe herumzutragen, was sehr ermüdend und lästig sei. Er lebt jetzt fast mit niemand als mit meinem Freunde, dem jungen van der Schott, Aufseher des botanischen Gartens in Wien. Auch besitzt er eine antike Statue des einen Sohnes der Niobe, welche ihm 15.000 Fl. gekostet hat. Sie steht in demselben Winkel, wo er chemische Experimente macht und Hühner ausbrütet. Er raffinirt jetzt auf einen Hut, den er tragen wird und der, wenn man eine Schnur zieht, sich in einen Regenschirm von 3 Fuß Durchmesser verlängert. Kurz, es ist unmöglich, mehr Genie, Gelehrsamkeit, praktische Geschicklichkeit und an Tollheit grenzende Sonderbarkeit vereinigt zu sehen. Mit Beireis vergleicht man ihn mit Unrecht. Er hat keine Charlatanerie, ist sehr wahrheitsliebend und sehr bescheiden. Armen operiert er noch häufig und ohne Gehülfen den Staar."

Im September traf noch der Geologe Leopold von Buch in Wien ein, mit dem Humboldt zu einigen Menschen ging, „aber meist ist es unglücklich abgelaufen. Gewöhnlich setzt er sich nach dem ersten Besuch die Brille auf und untersucht im äußersten Stubenwinkel die Sprünge im glacirten Ofen, auf die er ganz verpicht ist, oder er schleicht wie ein Igel an den Wänden umher und betrachtet die Simse. Übrigens ist er unendlich interessant und liebenswürdig — ein Schatz von Kenntnissen, mit denen er mir sehr nützlich wird. Er bleibt vierzehn Tage hier..."

Humboldt begleitete ihn in der Tat anfangs Oktober 1797 über Steiermark nach Salzburg und Berchtesgaden.

Damit endet der etwa zweimonatliche Aufenthalt (August—September 1797) Alexander von Humboldts in Wien, der ihn mit interessanten Wiener Ärzten wie Johann Peter Frank und mit anderen Wiener Naturforschern Verbindungen knüpfen ließ.

Ergobiotik.

Grundsätzliches zu einer Leistungshygiene.

Von Primararzt Dr. **PAUL GERBER.**

Die Phänomenologie des Lebensvorganges unter „normalen" und „krankhaften" Verhältnissen ist in den letzten Jahrzehnten in ein neues Stadium der Betrachtung getreten. Vielleicht ist „neu" zuviel gesagt, denn wenn sich auch im Brennpunkt der Forschung während des vorigen Jahrhunderts die zellulare und humorale Veränderlichkeit befand, so gab es natürlich schon lange eine Physiologie, Pathophysiologie und Experimentalforschung, welche sich eingehend mit den Beziehungen zwischen Morphologie und Funktion beschäftigte. Der Unterschied zwischen heute und damals liegt in der Erkenntnis, daß sich die Leistung nicht restlos mit Verschiedenheiten der Struktur deckt und namentlich die psychisch-körperliche Gesamtleistung Anspruch hat, losgelöst von der gewohnten starren Beziehungsetzung zu materiellen Veränderungen als ein in gewisser Weise mit Umgehung des materiellen Substrates von außen beeinflußbarer Lebensfaktor angesehen zu werden. Physiologie und Physiopathologie mußten erkennen, daß sie in der Deutung solcher Strukturveränderungen als Correlat der normalen und gestörten Funktion zu weit gegangen sind. Noch immer sind die mikrobiologischen Befunde im Zentralorgan für den ganz großen Komplex der in allen Abstufungen und Arten verlaufenden psychischen Vorgänge ungemein dürftig und bestritten; aber auch außerhalb der psychonervösen Sphäre begegnen wir lebenswichtigen Prozessen, vitalen Leistungen, welche, wie die Fermentation und die Katalyse, keine Veränderung an der Ursprungszelle oder im humoralen Substrat erkennen lassen. Am unmittelbarsten und eindruckvollsten tritt, wenigstens grob sinnlich, diese Unabhängigkeit der Gesamtleistung mit der körperlichen Gestaltung dem Konstitutionsforscher entgegen. Es mag sein, daß da Ascher[1]) zu einseitig die Konstitution als „Mischung von Widerstandskraft und Leistungsfähigkeit, ausgedrückt im Habitus" bestimmt, anderseits ist unbestreitbar, daß bei der Behauptung des lebendigen Objektes gegenüber der Umwelt unmittelbar Reaktion, Leistung in Erscheinung tritt und das Körperliche die Rolle des Dinges übernimmt, „an dem" etwas geschieht. Behilft sich nun der reine Materialismus in der Medizin zur Überbrückung des Zwiespaltes zwischen morphologischer Struktur und sichtbarer Lebensäußerung damit, daß er den ursächlichen Vorgang in die kleinsten molekularen Bausteine des Organismus verlegt, so ist das eben nichts anderes als eine Hilfshypothese und ändert nichts an der Dominanz der Arbeitsleistung, welche in der von einem Zustandsbild zum anderen zurückgelegten Distanz zutage tritt. Diese Arbeitsleistung, soweit sie nach außen sichtbar wird, ist nicht nur nicht in fester Verknüpfung mit dem Umsatztempo, das heißt mit der Oxydationsgeschwindigkeit, sie zeigt auch häufig eine frappierende qualitativ-quantitative Steigerung, welche in gar keinem Verhältnis zu dem Reizfaktor steht. Zu solchen Beispielen gehört unter anderen die große Reihe von allgemeinen Zustandsänderungen, für die wir mangels einer Erklärung den Terminus „Umstimmung" des Organismus wählen mußten, es gehört aber auch dazu die bekannte Beeinflußbarkeit körperlicher und psychischer Phänomene auf psychischem Wege. Und alle die modernen Bestrebungen, welche eingekleidet in die Naman Biotonus (Bürker), Tiefenperson (Kraus), Persönlichkeitslehre (Brugsch) etc. die Diskongruenz zwischen Ergebnis der körperlichen Anschauung und biologischer Aktivität (Autonomie) in den Mittelpunkt ihrer Lehren stellen, laufen letzten Endes hinaus auf die Erfassung des Menschen als Energiemaschine. Diese Betonung des nicht körperlichen Anteils der Wesenheit

[1]) Zeitschr. f. Konstitutionsforschung, 1921.

tierischen Lebens in der praktischen Beurteilung und prophylaktisch-therapeutischen Bewertung des Augenblicksbildes am Organismus findet ihre spekulative Rückendeckung in der energetischen Grundauffassung (Ostwald) des allgemeinen kosmischen Geschehens, für welche bekanntlich der Stoff nur eine jeweilig besonderte Kombination von Kräften darstellt. Soweit Physiologie und Pathologie als Zweige der Biologie Naturwissenschaften sind (Ricker)[2], werden sie sich einmal mit diesem naturphilosophischen Standpunkt auseinandersetzen müssen. Im Dienste der Zweckforschung auf das praktische Ziel der Medizin wird — und da braucht es nicht erst des an sich richtigen Eintretens Hertwigs[3]) für die Tatsache des weitgehenden Zusammengehens von Funktion mit Struktur — weder die Physiologie noch die Pathologie von der Reflexion auf die Form loskommen und auch auf die Anschauung des molekularen Aufbaues zur hypothetischen Erklärung der elementarsten Vorgänge nicht verzichten können. Was durch die In-den-Vordergrundstellung der Funktion angebahnt werden soll, ist ja nicht ein solcher an sich unmöglicher Verzicht, sondern nur die Erkenntnis, daß die Leistung nicht bloß der Schatten der Gestalt ist. Und gerade der dem naturwissenschaftlicher Anteil gegenüberstehende zweite, nämlich der teleologische Gehalt der Medizin, drängt dazu den gesamten passiven Lebensprozeß und die mit dem überwältigenden Eindruck der Spontanität behafteten Lebensäußerungen des Menschen und die vom Organismus in die Umwelt strahlenden Arbeitsleistungen körperlicher und geistiger Natur schon deshalb auf einer Anschauungsgrundlage zu vereinigen, weil diese äußere Arbeitsleistung nur eine kontinuierliche Fortsetzung der inneren Arbeitsleistung ist.

Wir sprechen in der Medizin, ebenso wie anderwärts, von Kräften und Energie, von potentieller und kinetischer Energie. Wir können sogar sagen, daß diese Begriffe nicht bloß der Spekulation entstammen, sondern daß wir potentielle Energie (im Eigengefühl der muskulären und nervösen Spannung etc.) wie selbstverständlich Bewegung erleben. Nur gilt uns in der Biologie noch bestimmter als in der Mechanik, welche mit atomalen (Elektronen-) und molekularen Schwingungen operiert, dieser Ruhezustand im virtuellen Vermögen als Ausdruck einer beständigen Bewegung — „im Organischen fehlt die Ruhe" (Strecker)[4]) — d. h. einer nach Kraft und Weg umfaßbaren Arbeit, an welcher Protoplasma wie Säfte beteiligt sind. Dieses Produkt Kraft × Weg ist nun allerdings eine nur in der Mechanik, das heißt im Räumlichen anwendbare und außerhalb der Physik nur noch in der Physiologie der Motorik anwendbare Formel. Nichtsdestoweniger bedienen wir uns auch in der Biologie des Stoff- und Energiewechsels der Bezeichnung „Arbeit" in formalem Sinn: hier fällt der „Weg" zusammen mit der jeder Bewegung anhaftenden zeitlichen Begrenzung[5]) und entsteht die Vorstellung des Weges bei der Verfolgung der Etappen, welche die Verwandlung eines chemischen Körpers in den anderen oder eines physikalischen Zustandes in den anderen begleiten. Die aus dem chemischen, physikalischen und morphogenetischen Potential entspringende Arbeit, welche dem substantiellen Aufbau und dem Unterhalt der elementaren Funktionen dient, stellt die innere Arbeit dar; diese setzt sich fort in die äußere Arbeit, welche den Organismus in anschließendem oder abwehrendem Sinn mit den Umweltsdingen in Verbindung bringt. Die Fähigkeit, Energie zu speichern und, metabolisch wie anabolisch, assimilierend und dissimilierend, zu Arbeit werden zu lassen, besteht vor der Struktur, hat auch mit dem „Phasenaufbau" nichts zu tun, sie ist eine molekulare (Molenenergie) Äußerung und erscheint morphologisch in doppelter Art: einerseits appositiv (Wachstum, Erneuerung) und anderseits konsumtiv (Involution, Atrophie). Vom Standpunkt der Norm, beziehungsweise vom Standpunkte der Lebensförderung oder Lebensbeeinträchtigung verweisen wir gewisse Spezialfälle von hypertrophierend — appositiven und luxurierend — appositiven unter Umständen ebenso wie die proliferierend-neoplastischen Prozesse als „Fehlleistungen" in die Pathologie; das gleiche tun wir bei einer Reihe konsumtiv destruktiver und atrophisierender Vorgänge. Bisher begnügte sich die Biologie mit der rein naturwissenschaftlichen Behandlung der im lebendigen Organismus leistungsfähigen Energien, welche unter anderen Verworn, ferner von mehr physikalischem Standpunkt Mayer in ein besonderes Schema brachten. Erst Zwaardemaker[6]) hat in jüngster Zeit durch die gemeinsame Betrachtung des potentiellen und des In-Wirkung-Befindlichen in der von ihm so benannten Bioenergetit durch die Hervorhebung einer dreiteiligen Immanenz in der Energie die Anlehnung an das Arbeitsprinzip, wie es in diesen Erörterungen vertreten wird, gesucht, indem er die Energieart nach Kapazität (Bewegungsgröße, Strecke, Fläche, Volumen, Wasserkapazität und Entropie Elektrizitätsmenge, magnetische Menge, Grammolekülmasse, Absorptions- und Emanationsgröße) und Intensität (Geschwindigkeit, Kraft etc., Flächenspannung, Druck, Temperatur, el. Potential, magn. Potential, Affinität, Strahlungsintensität) trennt.

Die den Innenvorgängen innewohnende mikrodynamische Arbeitsleistung veranschaulicht eine mit dem Fortschritt unserer Kenntnisse auf anderen Gebieten der medizinischen Forschung stetig wachsende Zahl chemischer und physikalischer Messungsmethoden.

Insofern wir auf Grund unserer physiologischen Erfahrungen die Entstehung wohlumschriebener chemischer Komplexe an bestimmte Orte des Organismus-Zellgruppen und Organsysteme verlegen, gewinnen wir aus dem Umstande der An- oder Abwesenheit, wie aus der quantitativen Analyse, dieser aus Se- und Exkreten rein dargestellten, beziehungsweise durch „Reaktionen" nachgewiesenen Körper ein Bild von der zellulären Arbeit und implicite von der Fähigkeit auf innere oder äußere Reize Kraft zu äußern.

Unter diesen gestattet nur die quantitative organische Chemie das Arbeitsresultat und damit die geleistete Arbeit genau zu umfassen, bei Anwendung aller übrigen gebräuchlichen Methoden sind wir darauf angewiesen, durch Indikatoren oder über dem Umweg physikalischer Untersuchungen die Arbeitsgröße abzuschätzen (Kryoskopie, Leitfähigkeitsbestimmung der Ionen, Gaskettenmethoden, refraktometrische Untersuchung, Prüfung der Oberflächenspannung u. a.). Endlich greifen wir dort, wo Chemie und Physik einstweilen zur Arbeitsmessung nicht ausreichen, zum Experiment, wobei wir den supponierten Arbeitsvorgang am toten und lebenden tierischen Gewebe wiederholen (Adrenalinmydriasis am Froschauge, Prüfung der immunisatorischen Zellarbeit etc.).

Je weiter man sich von der molekularen Vorstufe der Arbeitsleistung entfernt, und den schon der direkten sinnlicher Wahrnehmung allen voran der taktilen und optischen, zugänglichen Massenleistung nähert, desto stärker tritt der kinetische Charakter der Leistung in unserem Bewußtsein hervor, desto mehr verdeckt der Arbeitsbegriff den Kraftbegriff. Wir sehen die Arbeit des Leukocyten, der seine Gestalt

---

[2]) Pathologie der Naturwissenschaft, Berlin 1924, Springer.

[3]) Mechanik und Biologie, Jena 1907. Allgemeine Biologie, Jena 1912.

[4]) Zitiert nach Tschermak, allg. Physiologie, Springer, 1916.

[5]) Im Sinne der Philosophie Bergsons (L'evolution créatrice u. a.).

[6]) Allgemeine Physiologie, Springer, 1917.



unbedingt zuverlässig

E. MERCK DARMSTADT

Morphinabkömmling ohne Gewöhnungsgefahr

Stärker reizlindernd als Codein

E. MERCK
CHEM. FABRIK
DARMSTADT

Neue DIONIN-TABLETTEN 0,03 g, 10 und 20 Stück

Neue DIONIN-AMPULLEN 0,05 g, 5 und 10 Stück

Wissenschaftliche Vertretung in Wien: Dr. Max Daniek, Wien, I., Naglergasse 21, Telephon-Nummer: U 24-1-39

verändert. verfolgen die Lokomotion, können unter Umständen die assimilierende Kraft des Phagocyten längs ihres Weges räumlich und zeitlich überblicken, wenn er mit teil- und resorbierbarer Materie (Fett, Bakterium u. a.) in Kontakt gerät. Nicht minder klar prägt sich das Arbeitsmoment in der Zustandsänderung der kontraktilen Gewebe und drüsigen Organe aus. Und was bei der molekularen Bewegung als Arbeit zu definieren erst einer spekulativen Beweisführung bedarf, das springt bei den genannten und anderen innerbiologischen Phänomenen von selbst ins Auge, nicht zum wenigstens sind es aber auch die prinzipiell in vielem der Mechanik entnommenen direkten Messungsmethoden, welche die Brücke zu dem vulgären Arbeitsbegriff schaffen helfen.

Das Ergebnis dieser gleichsam unterirdischen Arbeitsleistungen ist funktionell genommen ein Zustand, welcher in seiner Ganzheit die Gesamt-potentielle Energie des Individuums, seine qualitativ-quantitative Bereitschaft äußere Arbeit in dem oben bezeichneten Sinn zu leisten, beinhaltet also das, was einige Konstitutionsforscher im Gegensatz zur Auffassung der Tandler'schen Schule ohne Rücksicht auf geno- oder phänotypische Bedingtheit als Konstitution verstanden sehen wollen. Diese Gesamtleistung steht nun auf der einen Seite einer Gleichung, deren andere eine Anzahl bekannter oder hypothetischer aber auch viele Unbekannte bilden. Soweit die Gesamtleistung, virtuell und effektiv, durch eine lokalumschriebene Organstörung oder durch eine Kombination solcher Mängel beeinträchtigt wird, bedienen wir uns der durch die Spezialtherapie vorgezeichneten Maßnahmen. Anderseits hat sich aber durch die Erfahrung herausgestellt, daß trotz des Bestehens solcher anscheinend schweren Organstörungen, welche substantiell nicht oder nur ungenügend behebbar sind, die körperliche und psychische Leistungsfähigkeit unter dem Zwange der Lebensanforderungen eine eminente Anspannungsmöglichkeit besitzt und wenigstens temporär durch physikochemische, vor allem durch psychische Einflußnahme von außen auf das gewünschte Maß gebracht werden kann. Ist es doch im alltäglichen Leben die fast durchgehends am Nervensystem (Ricker) einsetzende Responsivität, welche wir durch Genußmittel oder Extraktivstoffe — auch die Vitamine gehören in diese Kategorie. — zu heben trachten. Ferner gibt es Körper, wie das As, das Strychnin, deren Darreichung eine so schnelle Erweiterung der „Spannkraft" bewirkt, daß für selbe den langen Umweg über das Knochenmark, beziehungsweise eine sonst symptomatisch vollkommen unterschwellig bleibende Umordnung in der Nervensubstanz anzunehmen, schwer fällt.

Endlich machen wir uns den immer wachsenden Schatz von Erfahrungen über die Konversion seelischer Vorgänge in physiko-chemische Leistungen bekanntlich zunutze in Form der psycho-katartischen und suggestiven Therapie.

Aus einem richtigen Instinkt heraus hat nun allerdings die auf Wiener Boden mit dem Namen Durigs untrennbar verknüpfte Arbeitsphysiologie mit dem Studium der Bedingungen und Grenzen des von Kindheit zur Betätigung gezwungenen Menschen namentlich der Berufshygiene die Wege gewiesen, woran es aber fehlt, das ist die Zusammentragung und Zusammenfassung der auf allen Gebieten der Forschung und Praxis verstreuten, teilweise unbewußt die Prädominanz der Leistung anerkennenden Tatsachen zum Zwecke einer Ergobiotik; das ist eine Leistungshygiene und Leistungstherapie, welche der Notwendigkeit Rechnung trägt, auch unter bleibenden oder temporären konstitutionellen oder konditionellen Mißverhältnissen dem Individuum die Behauptung im Lebenskampf, oder auch nur die Erhaltung seines seelischen Gleichgewichtes zu ermöglichen. Von diesem Problem sind wir infolge unserer intellektuellen Bindung an das Substantielle und der Rätselhaftigkeit der psychischen Energie noch weit entfernt, wir sind es aber auch deshalb, weil dem traditionellen ärztlichen Denken jenes Grenzgebiet von Biologie und Milieu wohl nicht theoretisch, aber als praktisches Kampfgebiet und Betätigungsfeld zum großen Teil noch ein Neuland geblieben ist, dessen Bedeutung für die kindliche Entwicklung vor wenigen Tagen Pfaundler[7]) so eindrucksvoll und überzeugend dargetan hat.

Der Studenten-Leibmedicus des Dr. Heinrich Caspar Abel.

Von Dr. Med. **SOPHOKLES GHINOPOULO** (Wien).

Dieses interessante und originelle Werk aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts hat als Autor den Königl. Polnischen und Churfürstl. Sächsischen Hof-Medicus Dr. H. C. Abel und wurde im Jahre 1720 in Leipzig gedruckt (bei Jacob Schuster). Das Werk enthält vier Hauptteile: „I. Vom unordentlichen Studentenleben, II. Von Krankheiten, so daraus entstehen, III. Von der Diaet, denenselben vorzubeugen, und schließlich IV. Von Geness- und kräfftigen Heilungs-Mitteln wider dieselben, nebst Zugabe einiger nützlichen und nöthigen Recepten. Gelehrten wie nicht minder allen und jedem angenehm, nützlich und dienlich". In der kurzen Vorrede erklärt der Autor uns den eigentlichen Zweck des Buches, welches ein hygienischer Wegweiser für die studierende Jugend sein soll, die aufgefordert wird, ihre akademische Freiheit ja nicht zu mißbrauchen, denn der Mißbrauch führe unfehlbar zu zahlreichen Erkrankungen.

Das I. Buch handelt vom „wilden Studenten-Leben als Ursache Ihrer Krankheiten". Im „mühseligen Schulstand" ist die Rede von der Züchtigung der studierenden Jugend; eine übermäßige Strenge möge bei der Erziehung vermieden werden, da Furcht und Schrecken ein schlechtes Band der Liebe seien. Der „freche Studentenstand" umfasse jene Studiosi, welche auf die Hochschule, zwar mit dem guten Vorsatz die Jugendjahre wohl auszunützen, ziehen, im Jugenddrange aber bald in Leichtfertigkeit verfallen, welche gar zu leicht in den Schlamm der Wollust und der Schamlosigkeit hinführt. Mögen doch die Studierenden bedenken, daß sie nicht allein Studiosi Libertatis et Hilaritatis, sondern auch Amasii Honestatis auque Modestiae sind.

Der „tolle und volle" Student wird uns im 3. Kapitel beschrieben. Das tolle, zügellose, Studentenleben führe unbedingt zum Verderben, denn es gebe — nach dem Theologen Dr. Heinrich Müller („Evangl. Herzensspiegel") sechs „Todtenträger", welche einen Studenten zu Grabe tragen können, vier davon interessieren den Arzt und werden deswegen hier angeführt. Der erste sei die Trunkenheit. Der Rat, den Dr. Abel hier dem Studiosus gibt, ist kurz und bündig: „Willst du lange leben, Jüngling, so höre auf zu saufen", und wer diesen gutgemeinten Rat nicht befolgen will, dem droht er mit Schlagfluß, Cholera und schwachen, zitternden Gliedern. Möge jeder vernünftige Student auf den Rat erfahrener Leute hören, eingedenk des Spruches: „Obedientes manent proemia, inobedientes poenitentia." Der zweite Todtenträger heiße Unzucht und Geilheit. Die Wollust sei ein vergifteter Honig, welcher trotz Süßigkeit und Wohlgeschmack den Menschen tötet. Ihre schrecklichen Folgen seien: Hektik oder Darre, der Scharbock, das Gliederzittern und die Lendenschwindsucht. Der dritte Todtenträger sei der Zorn, der ein Eiter in den Gebeinen des Menschen sei und vor der Zeit tötet. Der Biß eines von Zorn erhitzten Menschen wirke genau so giftig wie der Biß eines tollen Hundes oder einer giftigen Schlange. Menschen, die von zornigen Weibern gebissen wurden, trugen entweder die Tobsucht, oder un-

[7]) Tagung der öst. Ges. für Gesundheitspflege, November 1928.

heilbare Wunden davon. Den Duellunfug, der aus den Universitäten Mördergruben mache, wo nicht Ars sondern Mars regiert, verurteilt Abel schärfstens. Um des Hutabnehmens willen dürfte gar kein Duell angestellt werden; man möge nur St. Pauli Worte beherzigen: „Einer komme dem anderen mit Ehrerbietung zuvor" denn „Honor non est honorantis sed honorati". Der vierte Todtenträger sei der Müßiggang, der ein verfaultes und ungesundes Geblüt mache, denn gleichwie der Wurm das Holz, so verzehre der Müßiggang das Herz. Müßiggang vermehrt die faulen Dünste, verdummt den Geist und regt die Wollust an. Einen faulen Studenten erwartet ein trauriges Los, denn wie die Alten sagen:

„Lernst du wohl,
So wirst du der gebratenen Hühner voll,
Lernst du übel,
Mußt du mit den Schweinen fressen aus dem Kübel."

Die Frage, woher denn alles Unglück, Siechen und Krankheiten der Studenten kommen, beantwortet Abel dadurch, daß er als Ursache davon das wollüstige Schandleben mancher Studenten annehme, ein Leben, welches sich im Alter schwer räche, denn: „In der Jugend schenkt man ein, im Alter muß man die Krüge aussaufen." Will der Student sich vor einem solchen Unglück schützen, so möge er die Gelegenheit vermeiden.

In den nächsten Kapiteln lernen wir verschiedene Arten von Studenten kennen. Der „allzufleißige Student" versündigt sich gegen sich selbst durch maßloses, unvernünftiges Studium, der „allzu unfleißige" dagegen treibt das Ergon als ein Parergon und vertändelt seine kostbare Zeit mit Tanzen, Fechten, Reiten, Ringen usw., der „allzuviel lucubrierende" schadet sich sehr durch das Opfern der Nacht zu Studienzwecken, denn die Morgenstunden seien dafür viel geeigneter, ein nicht Befolgen dieses Rates führe zur Hypochondrie, welche mit Recht als „Omnium morborum compendium" heißt. Der stets „sitzende und ruhende Student" bringt sich um das Leben und bekommt einen siechenden Leib, der schlaflose Student — der sich des Schlafes beraubt — entzieht dem Leib seine beste Erquickung, denn Somnus corporis salus, der allzu schläfrige dagegen erkrankt leicht an Schwachheit des Verstandes und Gedächtnisses, Kachexie, Wassersucht und Leibwürmern. Der „nüchterne Student", der bis Mittag nüchtern bleibt, handelt sehr unvorsichtig, denn man möge wissen, daß der leere Magen sich selbst verzehre und angreife. Dieses lange Fasten möge man lieber vermeiden, außer man wolle sich aus der lateinischen Garküche speisen lassen; allerdings würde mancher lieber sterben als einen Tropfen oder Körnlein davon zu nehmen, wenn er wüßte mit welchem Schmutz die Mörser und andere Geschirre oft beschmiert sind. Der „böse Compagnie liebende Student" möge den Verkehr mit leichtsinnigen Weibspersonen meiden, aber doch einen Verkehr mit anständigen Burschen pflegen, denn die Einsamkeit erzeuge Melancholie.

Nachdem Abel noch über die körperlichen Übungen, das Tanzen, Fechten, Reiten, Schlittenfahren und Baden, den Studenten vernünftige Ratschläge erteilt, widmet er noch ein Kapitel dem „Nachtschwärmenden Studenten". Derselbe sei ein unverbesserlicher Wein- oder Biertrinker, dem Nachtsaufen ergeben, welches für ihm ein Seminarium magnorum et chronicorum morborum sei. Man möge wohl bedenken, daß ein Tier nie über seinen Durst trinke, selbst wenn es zu Tode geprügelt werden würde, warum überschreitet denn der Student diese vernünftige Grenze?

Nach diesen Einleitungskapiteln kommt der Autor auf den rein medizinischen Teil seines Werkes. Die Studentenkrankheiten teilt Abel folgendermaßen ein: 1. Krankheiten des ersten „Ventris" oder des Hauptes (wie: Kopfschmerzen, Schwindel, Träume usw. 2. Krankheiten des anderen Ventris oder Thoracis, und der Brust (wie: Husten, Lungensucht, Hektik) usw. 3. Krankheiten des dritten Ventris oder des Bauchs (wie: Milzsucht, Scharbock, Unersättlichkeit) usw. und 4. Krankheiten an äußerlichen Gliedmaßen (wie: Gicht und Podagra, Gonorrhöe) usw. Nachdem noch in mehreren Kapiteln die Rede vom „rasenden", „melancholischen", „entzückten", an morbo gallico laborierenden, „unersättlichen" Studenten u. a. m. die Rede ist, geht der Autor in den wichtigsten Teil seines Werkes über, nämlich das III. Buch, welches über Studentendiät nach den vier Jahreszeiten handelt. Die Diät sei für den Studenten sehr notwendig, denn eine gute Diät helfe mehr als Arzneien. Gleichwie das peccatum Theologicum, eine Mißachtung der Legis Divinae s. Decalogi ist, so stellt auch das peccatum medicum eine Mißachtung der Legis Medicae s. Diaetae dar. Diese Lex Medica habe aber sechs Gebote, nämlich: 1. Aër, 2. Cibus et Potus, 3. Motus et Quies, 4. Somnus et Vigiliae, 5. Animi Pathemata, und 6. Excreta et Retenda. Das Übertreten dieser Gebote bringe Beraubung der Gesundheit und Verkürzung des Lebens mit sich.

Ob ein Student nach der Diät leben soll? Diese Frage beantwortet Abel folgendermaßen: „Sehr absurd würde es sein, einem armen Schlucker Diät vorzuschreiben, der sich doch nur nach seinem schwindsüchtigen Beutel richten und also essen muß, was er hat, und nicht was er soll... Denn nach dem hl. Hieronymus (Epistol. XIII): „Devorat os oris quicquid lucrator os ossis", man darf ihm keine Kramssvögel, Lerchen oder Forellen verbieten und auch ihm nicht spezifizieren was er essen oder trinken soll. Studenten müssen sich gewöhnen alles zu essen was ihnen vorgesetzt wird. Junge Studenten thun gut wenn sie nur zweimal im Tage essen, und zwar Mittags eine gute, Abends eine magere Mahlzeit halten. Die zum Schwindel neigen, mögen frühstücken, nur hüte sich ein jeder des Morgens vor dem „Aquavit". Das übermäßige, überflüssige Essen in der Jugend verursache eine Ausdehnung des Magens und begünstige die Entstehung der Schwind- und Wassersucht. Wer sich mit Speisen überfüllt, der muß in der Nacht keuchen, will man aber sanft schlafen, so handle man nach dem Spruch: „Ut sis nocte levis, sit tibi coena brevis." Außerdem bringe die Überfüllung mit Speise und Trank beim Studenten Verlust des Verstandes, denn: „Plenus venter non studet libenter". Es werden dann die verschiedenen Nahrungsmittel in bezug auf ihren Nährwert genau besprochen, wir wollen hier einige kurz erwähnen. Eine starke, gesunde Nahrung gebe das wohlgekochte, junge Rindfleisch Die Engländer, die außerordentlich viel Rindfleisch essen — in London verbrauche man in einem Monat mehr Ochsenfleisch als in einem Jahre im ganzen Königreich Spanien — sind ein fröhliches, hurtiges, gesundes Volk, dessen lebhafte Farbe allen bekannt ist. Schweinefleisch gebe ein „dickes und zaches Geblüt", und soll vom Studenten lieber vermieden werden. Allerdings bringt es der gutmütige Autor nicht übers Herz, den Studenten den Genuß der gebratenen Spanferkelchen zu verbieten, eine Erlaubnis, die kaum notwendig wäre, denn für solche fette Leckerbissen waren doch die meisten Studentenbörsen gewiß zu mager!

Hasenfleisch ist ein Leckerbissen und soll angeblich schön machen, allein wer bei „verdächtigen Weibspersonen" speist, möge mit dem aufgesetzten „Hasenschwartz" Behutsamkeit brauchen und nicht zu viel trauen, denn: „man hat Exempel, daß sie ihre Menstrua am füglichsten intermisciren können pro philtro, wie jener Stud. Theolg. leider erfahren, als welcher davon rasend und an seinem Vater ein Mörder worden ist". Alles Wildpret sei gesünder als das zahme Vieh.

Geräuchertes und eingesalzenes Pöckelfleisch sei schwer verdaulich und keine Speise für Gelehrte, sondern für grobe Naturen und Bauern. Ein Spruch sagt: „Carne nihil melius nutrit", doch muß man mäßigen Gebrauch davon machen.

Von den Fischen seien die in klaren, sandigen Gewässern lebenden die besten, die in sumpfigen und stinkenden Seen sich aufhaltenden die allerschlimmsten. In Flüssen und im Meer findet man die mittlere Art. Aale sind schwer verdaulich und können die „schwere Not“ und Lungenentzündung verursachen. Der mäßige Gebrauch der Gewürze sei nötig und angenehm, der vernünftige Salzgebrauch sehr zu empfehlen, dagegen schade der übertriebene Gebrauch des Salzes sehr, da es „den Leib inwendig einpöckele“.

Brot, dieses Geschenk Gottes, stärke das Menschenherz, in ihm sei alle andere Speise „concentriert“ und daraus nehme auch alle Speise ihre Kraft und Gedeihen. Denen, die gern nach der Rinde schneiden und das liebe Brot so schimpflich „tractiren“, droht die Schola Salenitana, mit der Cholera, da es heißt: „Ne comedas crustam, Choleram quia gignit adustam“.

Wasser sei den Menschen dienlicher als Wein und Bier, ob aber ein Student Wasser trinken darf ist eine andere Sache, denn: „Vina bibant homines, animalia caetera fontes“. Das Brunnenwasser sei sehr oft unrein und sein Genuß bedenklich, denn wie viel „Unflath“ und „Aas“ liegt oft im Brunnen! Hier wird nun ein schreckliches Abenteuer eines Gelehrten erzählt, das als abschreckendes Beispiel für diejenigen dienen soll, welche trotzdem dem Wassergenuß nicht entsagen wollen:

Dr. Tobias Matthaei, nämlich der berühmte Medicus zu Freyburg in Meissen, hatte einmal Lust einen guten Trunk Wasser aus einem Brunnen zu thun. Er that es; bald darauf bekam er ein fürchterliches Reissen und Schmerzen im Leibe das ihn zwang ein Vomitivum zu nehmen, welches ausgiebig wirkte, denn der Arme brach auch eine Katze mit weg, die vorher in den Brunnen hineingefallen war! Also ein echter Katzenjammer, der, mit dem nach einem reichlichen Genuß vom edlen Rheinwein sich einzustellen pflegenden, nicht im geringsten verglichen werden darf. Das beste und gesündeste Getränk des Studenten sei ein leichtes, angenehmes Bier, und die Stadt die es habe, sei glücklich zu preisen, denn sie ziehe manchen Studenten dorthin. Wein sei ein edles Getränk, ein Nectar, doch muß man mäßigen Gebrauch davon machen. „Die Weinsäufer — sagt A b e l — mögen doch den Lucretium und die Sprüche Salomonis nachschlagen, so werden sie zwey schöne Oerter finden, die euch beym Weintrinken gleichsam bey der Nasen ziehen und erinnern wie weit sich eure Wein-Kähle aufthun solle“. Doch wird das Mißbrauchs wegen das Symbolum: „Vinum Rhenanum est meum Arcanunam“ nicht aufgehoben. „Ein Gläschen Wein bei Tisch sei für den Studenten sehr zu empfehlen“, denn:

„Wer trinkt sein Gläschen Wein bei Tisch
Wird munter und zur Arbeit frisch!“

Wie man aber den Wein recht brauchen soll, zeigt A n a x a r c h i s wenn er spricht: „Der Weinstock trägt drei Trauben, die erste zur Vergnügung, die andere zur Vollheit, die dritte zum raufen und schlagen.“ S ü ß e W e i n e sind nicht gesund, da sie die Galle vermehren und viel Säure machen, was bisweilen für Thränen unter dem T h r ä n e n w e i n vermischt werden, soll man lieber nicht wissen und auch nicht trinken. Am besten sei, wenn jeder bei seinem guten Landwein bleibt. Brantwein möge der Student sehr mäßig genießen, denn sonst wird: ex aquae vitae, aqua mortis. Thee, mäßig trinken sei nicht schädlich, doch ein einziges Gläschen guten Wein sei besser als zehn „Thee-Näpfchen“ warmen Wassers.

Kaffee und Chokolade mögen, mäßig genossen, gut sein, aber ein Stück Rindfleisch und dazu ein Glas guten Wein, gebe mehr Kraft als diese „süssen Betrügereien“. Das dritte Buch handelt von Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen und von Gemütsaffekten des Studenten. Der mit Sorgen sich quälende Student möge bedenken daß viel Sorgen die Glieder schwach und weichlich mache und die Kräfte der Seele und des Leibes vertrockne und verzehre. Ein schreckliches Studentenleiden sei aber die Liebessucht. Die daran leiden seien recht elende Leute, die ihr Leiden selbst weder wissen noch empfinden, sie gehen aber daran zugrunde, und erst dann erkenne man den fürchterlichen Grad des Leidens, denn bei der Sektion soll man folgenden schauderhaften Befund konstatieren: „Das Eingeweide ganz und gar ineinander geschrumpft, das Herz verbrannt und vertrocknet, die Leber verdämpft, die Lunge verdorrt, das Gehirn vermottert, der Verstand verrückt, daher kommen die närrischen Gebärden und Reden und actiones bei Lebenszeiten . . .“

Schließlich handelt der Anhang noch über die Diät nach den vier Jahreszeiten und die sich daran anschließende Rezeptesammlung soll den Studiosus in den Stand setzen, sich selbst zu kurieren. Der L e i b m e d i c u s des Dr. H. C. A b e l ist zu Ende, ein recht originelles und interessantes Werk. Seine Ratschläge haben, trotz ihrer manchmal derben Hülse, einen meistens gesunden Kern, und selbst wenn sie nicht mit unseren heutigen Anschauungen übereinstimmen, eins kann man ihnen nicht absprechen: sie sind von der edelsten und reinsten Absicht hervorgegangen und haben sich zum Ziel gesetzt, zum seelischen und leiblichen Wohle der Studenten möglichst beizutragen, denn A b e l wußte es wohl, daß Gesundheit und Frohsinn untrennbar mit einander verbunden sind und bleiben, und Frohsinn ist doch die Sonne der Jugend, denn — um mit R u s k i n („Aphorismen zur Lebensweisheit“ 63) zu sprechen — „Literatur, Kunst und Wissenschaft, sie alle sind fruchtlos und noch schlimmer als dies, wenn sie uns nicht in den Stand setzen, froh, und zwar herzensfroh, zu sein“.

Möge auch unser hochverehrter Herr Jubilar, als Lohn für seine unermüdliche, fruchtbare und hervorragende wissenschaftliche Betätigung, dieser köstlichen Gaben Gottes teilhaftig werden, indem er, mit wohlverdienter Befriedigung auf das schon Geleistete zurückblickend, aus Gesundheit und Frohsinn sich neue Kräfte heraushole, um unser. ihm so viel verdankendes Spezialfach, mit seinen wertvollen Beiträgen weiter zu bereichern. Ad multos annos!

Johann Georg Zimmermann.

(Geb. 8. Dezember 1728, gest. 7. Oktober 1795.)

Von Dr. **K. F. HOFFMANN**, München.

Im 18. Jahrhundert waren im deutschen Sprachgebiet zwei Medizinschulen führend, im Norden die Göttinger und im Süden die Wiener Schule. Wohl der bedeutendste Schüler des Göttinger Kreises war Johann Georg Z i m m e r m a n n, von dem wir eine prächtige Biographie aus der Feder seines Freundes S. A. D. T i s s o t besitzen. Die Lebensgeschichte wurde ins Deutsche übersetzt und erschien in Hannover 1797 unter dem Titel „Leben des Ritters von Zimmermann, Hofrathes und Leibarztes in Hannover.“ Auch die in Hannover 1878 erschienene Schrift von Eduard B o d e m a n n „Johann Georg Zimmermann (sein Leben und bisher ungedruckte Briefe an denselben)“ gibt uns wertvolle Einblicke über den Charakter dieses Mannes. Nachdem in diesem Jahre der Geburtstag des hervorragenden Arztes und Schriftstellers sich zum zweihundertsten Male jährt, sei es gestattet unter Benützung der erwähnten Biographien ein kurzes Lebensbild von Z i m m e r m a n n zu entwerfen, zumal in den Lehrbüchern über Geschichte der Medizin wenig oder gar nichts über sein Wirken verzeichnet ist.

Johann Georg Z i m m e r m a n n wurde am 8. Dezember 1728 zu Brugg, einer kleinen Stadt des Kantons Bern, geboren, als Sohn eines Ratsherrn. Bis zu seinem 14. Lebensjahre wurde er im elterlichen Hause erzogen, unterrichtet und kam dann zur Weiterbildung auf 3 Jahre nach Bern, wo der Historiker K i r c h b e r g e r, der Altphilologe A l t-

mann und die Geistlichen Tribolet und I. Stapfer seine Lehrer waren und ihn mit dem klassischen Altertum, ferner mit Mathematik, Naturlehre und Philosophie bekannt machten. Dann besuchte er zunächst die Akademie. In dieser Zeit verlor er seine Eltern, zuerst den Vater und bald darauf die Mutter. Er war also frühzeitig auf sich selbst angewiesen und in der Berufswahl vollständig unabhängig. Er entschloß sich Arzneikunst in Göttingen zu studieren, wo sein berühmter Landsmann Albrecht von Haller wirkte. Das Medizinstudium nahm Zimmermann am 1. September 1747 auf unter Haller, der ihn in jeder Weise unterstützte. Am 14. August 1751 promovierte er mit einer bedeutsamen Abhandlung: „Dissertatio physiologica de irritabilitate, quam publice defendet." Ausgehend von der Beobachtung des Engländers Glisson, daß sich gewisse Gewebe durch Berührung zusammenziehen, eine Erscheinung, die er Irritabilität nannte, unternahm es Zimmermann durch zahlreiche Versuche das Wesen der Irritabilität zu klären. Nach Vervollständigung seiner medizinischen Ausbildung in Holland und Paris kehrte er 1752 nach Bern zurück. Hier kam er wieder mit seinem Lehrer und Freund Haller zusammen, der sich entschlossen hatte in Bern zu bleiben, da ihm 1753 die Stelle eines „Rathaus-Ammanns" übertragen wurde. Eine Verwandte Hallers, die Witwe Stek, eine Frau von Geist, Geschmack und Einsicht, wurde bald seine Lebensgefährtin. Kurze Zeit nach seiner Vermählung wurde ihm das Physikat seiner Vaterstadt Brugg übertragen.

Trotzdem Zimmermann in seinem Wirkungskreis großes Ansehen besaß und sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, war er mit seinem Schicksal nicht zufrieden, da er ein größeres Betätigungsfeld wünschte und sich mit den kleinstädtischen Verhältnissen nicht abfinden konnte.

Schon in der ersten Zeit seines Physikats trat er schriftstellerisch hervor. Betont sei, daß alle seine Schriften sich auszeichnen durch umfassende Kenntnisse über das behandelte Thema sowie durch geistreiche, tiefgeschöpfte Ansichten. So veröffentlichte er 1755 eine Beobachtung über krankhafte Schwierigkeit im Schlucken, der er noch eine kleine Abhandlung über Sydenhams hysterische Geschwülste beifügte. Im gleichen Jahr erschien die Biographie seines Lehrers Haller in Zürich unter dem Titel „Das Leben des Herrn von Haller". Ein Jahr später übergab er seinen Zeitgenossen ein vielgepriesenes Werk „Betrachtungen über die Einsamkeit" (Zürich 1756), das auch ins Italienische übersetzt wurde. Dieses Werk entstand auf dem Boden seiner großen Unzufriedenheit und Hypochondrie, die seine Neigung zur Einsamkeit erheblich nährten. 1758 verfaßte er eine philosophische Abhandlung über den Nationalstolz, die fünf Auflagen erlebte und ins Französische übersetzt wurde. Nach einer kurzen Betrachtung über den Stolz bei den verschiedenen Menschen und Ständen zerfällt die Schrift in zwei große Teile. Der erstere bespricht den lächerlichen und verächtlichen, der zweite den erlaubten anständigen Nationalstolz.

Einige Jahre später (1763) kam in Zürich der erste Teil seiner Schrift „Von der Erfahrung in der Arzneykunst" heraus, deren Lektüre nach 165 Jahren noch unsere Bewunderung erregt. Trotz der gewaltigen Fortschritte auf allen Gebieten der Medizin haben seine Ansichten über die Notwendigkeit der Gelehrsamkeit und ihr Einfluß auf die Erfahrung sowie die Unentbehrlichkeit guter Beobachtungen jetzt und zu alle Zeiten für jeden Arzt Gültigkeit. Ferner zeichnet sich die Schrift aus durch zahlreiche neue Ansichten, durch die vorzügliche Beobachtung und durch die guten Ratschläge. Trotzdem das Werk nicht beendet war, wurde der erste Teil viermal neu aufgelegt; auch ins Französische und Italienische wurde es übersetzt.

Anstrengend und verantwortungsvoll für Zimmermann waren die Jahre 1763—1765, wo in Brugg und Umgebung eine Fieberepidemie herrschte, die 1765 in Ruhr überging. Zwei Jahre später gab er in Zürich (1767) einen Bericht hierüber heraus unter dem Titel „Von der Ruhr unter dem Volke im Jahre 1765", von dem zwei Auflagen (1775 und 1787) erschienen und auch Übersetzungen ins Englische und Französische durchgeführt wurden. In der Geschichte der Ruhrbekämpfung stellt Zimmermanns Abhandlung einen Markstein dar, da er mit Entschiedenheit die zahlreichen Vorurteile der Laien und Ärzte ablehnt und als erster eine erfolgreiche Therapie angegeben hat. Seine Heilmittel waren angemessene Diät (viele Früchte) und Zufuhr reichlicher Mengen säuerlicher Getränke neben dem Verordnen von Ipecacuanha, Tamarinden und Rhabarber; wenig verordnete Zimmermann Mohnsaft. Die Sterblichkeit in Brugg war sehr hoch. So führt Zimmermann an, daß von 1795 Kranken 465, also mehr als der vierte Teil, der Epidemie zum Opfer fielen.

Ein Wendepunkt im Leben Zimmermanns trat ein, als es seinen Freunden gelang, ihm einen anderen Wirkungskreis zu verschaffen, nachdem er einen durch Haller veranlaßten Ruf als Professor der Medizin nach Göttingen und auch das Physikat von Bern und Solothurn abgelehnt hatte. Die durch den Tod Werlhofs (1699—1767) freigewordene Stelle eines königlichen Leibarztes in Hannover wurde ihm im April übertragen und am 11. Juli 1768 reiste er nach Hannover ab. Doch auch hier war ihm das Schicksal nicht hold. Kurz vor den Toren Hannovers hatte er einen Wagenunfall, wobei seine Schwiegermutter das Bein brach. Bald verlor er seine Frau (gestorben am 23. Juni 1770) und etwas später seine Schwiegermutter. Beides traf den seelisch empfindlichen und oft kränkelnden Mann hart.

1771 brach in Hannover die Ruhr aus, wobei ihm die Aufgabe zufiel, die Epidemie zu bekämpfen und die Bevölkerung zu beruhigen. Durch die große Arbeit und durch die seelischen Aufregungen wurde seine Gesundheit vollständig zerrüttet. Sein altes Bruchleiden hatte zugenommen und bereitete ihm viel Schmerzen. Am 8. Juni begab er sich daher von Hannover nach Berlin um sich dort operieren und im Heime des Professors Meckel pflegen zu lassen. Die Operation fand am 21. Juni statt, welche er standhaft ohne einen Laut des Schmerzes aushielt. Nach seiner Gesundung nahm er an dem geistigen Leben Berlins regen Anteil. Sogar Friedrich der Große gewährte ihm eine Audienz. Doch bald mußte er nach Hannover zurück, um seiner umfangreichen Praxis nachzukommen, wobei er ausgedehnte Reisen zu fürstlichen Personen machen mußte. Außer seiner Praxis galt sein Sinnen und Trachten dem Wohlergehen seiner Kinder. Seine Tochter schickte er 1773 zu Tissot nach Lausanne und holte sie 1775 wieder ab, wobei er fünf Wochen bei seinen Freunden verbrachte. Leider machten ihm seine Kinder großen Kummer. Sein Sohn verlor 1777 den Verstand völlig, während seine heißgeliebte Tochter 1781 einem langen und schweren Leiden (Lungenphthise) in einem Blütenalter von 25 Jahren erlag.

Seelisch und körperlich litt Zimmermann schwer unter diesen familiären Schicksalsschlägen. Vollständig verlassen fand er in Frau von Döring eine teilnehmende Freundin, die ihm in der Person eines Fräuleins von Berger, der Tochter des königlichen Hofmedikus zu Zelle, eine zweite Lebensgefährtin erwählte, die er im Oktober 1782 heiratete, und die ihn tröstete, leitete, aufrecht erhielt und das Glück seines Lebens war. Nunmehr konnte er wieder ruhig neben seiner ärztlichen Tätigkeit schriftstellerisch arbeiten und 30 Jahre nach der ersten Auflage gab er ein umfassendes Werk über die Einsamkeit in vier Bänden heraus. Die ersten beiden Bände erschienen 1785 und die übrigen zwei 1786. Diese Veröffentlichung machte in- und außerhalb Deutschlands großes Aufsehen und brachte ihn in einen lebhaften Briefwechsel mit vielen hochstehenden Persönlichkeiten. Erwähnenswert ist der jahrelange Briefwechsel über politische, literarische und philosophische Dinge mit der Kaiserin Katherina II. von Rußland, die ihm auch ein Kästchen mit Ring und Brillanten sowie eine goldene Medaille überreichen ließ.

Der Ruf seiner ärztlichen Kunst war außerordentlich weit verbreitet in den höchsten Kreisen. So wurde er durch zwei Schreiben vom 6. und 16. Juni 1786 an den Hof Friedrich des Großen nach Potsdam berufen. Er kam am 23. Juni dort an und blieb bis 11. Juli zur Verfügung des Königs, der ihn täglich zweimal vor sich beschied und sich mit ihm meist längere Zeit über Literatur und Politik unterhielt. Leider mußte er erkennen, daß für wesentliche ärztliche Hilfeleistung es zu spät sei. Seine Eindrücke und Unterredungen mit dem großen Preußenkönig hat er in einer Schrift niedergelegt, die in Wien und Ofen 1788 unter dem Titel „Über Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor dem Tode" erschien. Im gleichen Jahre war der König von England schwer erkrankt und auf Wunsch des Hannoverischen Ministeriums unternahm er eine Reise nach Holland und blieb in Haag zehn Tage, um, wenn man seiner bedürfe, näher bei London zu sein.

Da sich Zimmermann lange Zeit mit Friedrich dem Großen beschäftigt hatte, so gab er seine Geschichtsstudien 1790 in einem dreibändigen Werke heraus als „Fragmente über Friedrich den Großen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters". Auch diese Veröffentlichung wurde von der damaligen geistig interessierten Welt viel beachtet. Nachdem Zimmermann in dieser Abhandlung bereits einen Hinweis auf das gefährliche Tun der Illuminaten, der Aufklärer gegeben hatte, wandte sich 1791 der Wiener Professor Leopold Aloysius Hofmann an ihn mit der Bitte um Mitteilung von Gegenmaßnahmen zur Ausrottung der neuen Umkehrer für seine „Wiener Zeitschrift", die gleich einer Pestwache Deutschland vor der Ansteckung bewahren sollte. Auch der Kaiser Leopold der II. von Österreich nahm an den Bestrebungen dieser beiden Männer regen Anteil. Zimmermann richtete daher eine Abhandlung über die Sekten und ihren gefährlichen Einfluß mit dem Titel: Über den Wahnwitz unseres Zeitalters und über die kräftigsten Hilfsmittel gegen die Mordbrenner, die uns aufklären wollen, und gegen die Untergrabung und Vernichtung der christlichen Religion und der Fürstengewalt" direkt an den Kaiser, der ihm am 28. Februar 1792 brieflich seine Zufriedenheit ausdrückte und als Zeichen seiner Anerkennung eine mit Diamanten besetzte Dose mit seinem Namenszug überreichen ließ.

Allmählich ließen seine körperlichen und geistigen Kräfte immer mehr nach und die Empfindlichkeit seiner Nerven wurde immer größer. Ein rascher Verfall seines Körpers setzte gegen Ende des Jahres 1791 ein und zwang ihn, sich von dem Leibmedicus Wichmann beraten zu lassen, der eine Reise nach Eutin in Holland vorschlug. Ohne Besserung oder Heilung seines Leidens erzielt zu haben, kehrte er im Juli 1795 nach Hannover zurück. Seelenleiden, Schmerzen, Schlaflosigkeit und Nahrungsmangel — es bestand ein unüberwindlicher Ekel vor Essen — raffte den schwachen Körper Zimmermanns am 7. Oktober 1795 nachts ein Uhr dahin. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Neustädter Kirchhof zu Hannover. Ihm zur Seite wurde seine 1825 verstorbene Frau beigesetzt.

Allgemein wurde Zimmermann geschätzt als vorsichtiger Philosoph, tüchtiger Arzt, eifriger Staatsbürger, Feind des Irrtums und als liebenswürdiger Mann, wie treffend le Febure sagt. Auch äußerlich wurden seine außerordentlichen Kenntnisse und Verdienste nicht nur in den medizinischen Wissenschaften, sondern auch in der Politik, Sittenlehre und Geschichte anerkannt. Bereits 1760 wurde er Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaft. Ferner wurde er zum Mitglied ernannt bei den Gesellschaften von Zürich, Bern, Basel, München, Palermo, Göttingen und der Medizinischen Gesellschaften von Paris, London, Edinburg und Kopenhagen. 1778 wurde er in Hannover zum Hofrat ernannt.

Sicherlich wären Zimmermann noch größere Erfolge beschieden gewesen, wenn sein nervöses Temperament, dessen krankhafte Empfindsamkeit überaus mächtig war, nicht gewesen wären. Nicht mit Unrecht sagt daher seine Witwe: „Was würde dies für ein Mann gewesen sein, wenn seine Nerven ihn niemals beherrscht hätten".

Überblicken wir Leben und Wirken Zimmermanns, so läßt sich sagen, daß er zu den interessantesten Gestalten des 18. Jahrhunderts sowohl in der Medizin wie auch in den anderen Wissenschaften gehört.

Eine medizinische Handschrift aus dem Jahre 1605—1625.

Von Dr. HINKO LÖWY,
Spezialarzt für Kosmetik, Dermatologie und Urologie, Zagreb (Agram).

Der Einladung des löbl. Festkomitees, zu Ehren Prof. Dr. Max Neuburger, gerne Folge leistend, will ich mit einigen Zeilen ein in seiner Eigenart wohl seltenes medizinisches Buch beschreiben, um meinem hochgeschätzten Lehrer, der in mir das Interesse für die Geschichte der Medizin wachrief, zu ehren und ihm mit dieser bescheidenen Veröffentlichung wenigstens einen Teil meiner Dankesschuld zu tilgen. Die mir zur Verfügung stehende kurze Zeit läßt es nicht zu, daß ich auf den Inhalt meritorisch eingehe, und muß mich bloß auf die Beschreibung der Handschrift beschränken, mir das Recht vorbehaltend, bei späterer Gelegenheit auf die einzelnen Partien dieses mit Fleiß und Mühe verfaßten und aus dieser Zeit seltenen deutschen Buches einzugehen und den Inhalt einer Kritik zu unterziehen.

Es handelt sich um eine in einem ausgezeichnetem Ledereinbande, mit gepreßten Zieraden und einem fürstlichem Wappen versehenen, befindender Handschrift, die mit einer Doppeltschließe versehen war. Das Buch wurde durchwegs von einer Hand geschrieben. Die Titel, Fragen und größtenteils die hierzu gehörigen ersten Zeilen in gotischer Rondschrift, das übrige in gotischer Kursivschrift mit der damaligen charakteristischen Orthographie. Einzelne Zeilen und Sätze sind mit roter, sonst aber mit schwarzer Tinte geschrieben worden. Die schwarze Tinte ist aber nicht einheitlich, da Nüancen der einzelnen Partien feststellbar sind, dabei ist außer der Farbe auch in der chemischen Zusammensetzung ein Unterschied vorhanden, denn an zahlreichen Stellen ist das Papier, der Schrift entsprechend, ausgefressen.

Der Autor schreibt auf der ersten Seite (siehe Abb. 1): „Ein Künstliches Vundt Bebärtes Artzeney Buech, Innerlich vund eusserlich des Leibs, Von Dem Haubt ann büsz auff die Fueszsolln zu Curiern, Medicinalis et chirurgus. Neben einem Examinae Vund Maisterstuckh, Emplasterum et Vnguentum, Vonn dern Herrn Doctores, vnnd 4. Gschwornen Wundt Artzten, Inn der Vralten Weitberüembten Frey: Kay: Reichsstatt Regenspurg. Vralten gebrauch nach Von mir Johanis Otterbacher Bader Vund Abbrobirter Wundtartzt von Dem Herrn Doctoribus Vund Wundärtztn Confermiert Vund bestetiget. Inn frembtn Landten Vund Wanderschafften zusammen geschriben. Vonn dem 1605. Jar an Bisz auff das 1625. Jar Vollendet, Vund zu einem Wundtartzt gesprochen worden. 1625."

Die entsprechende Rückseite und das zweite Doppeltblatt sind leer. beide Blätter unnummeriert. Von dem 1. bis zu dem 223. Doppeltblatte sind verschiedene Medikamente, Salben, Ratschläge etc. angeführt, dabei beruft er sich oder zitiert (den einzelnen Medikamenten etc. entsprechend in der Reihenfolge) Doctor Adamus Stuber von Burhausen (Blatt 1), Adam Stuber (Blatt 3), Hannsz Hörz vonn Heilbron (Blatt 6), Doctor Hanns zu Preszpurg vund Maister Valtin zu Wienn (Blatt 8), Adam Pucher (Blatt 10/2), Gregorius May (Blatt 11, 12, 14, 15/2, 17, 66, 68/2, 69), zum Beispiel „Für dem Blutschwamen wie ichs Gregor May zur

schwaintz selber gebraucht hab an Georg Deubers Sohn, dem er aines Ayes grosz über die Khniescheib heraus gewachsen war. Im 1581. Jahr." (Blatt 12/2.) „die Gregor May gebraucht hat an Hertzog Friderich zu Lügnitz" (Blatt 13.) oder „vonn mir Gregores May offt gebraucht vnnd vonn den Maister Hanns von Reichenbach gebraucht worden" (Blatt 15.) „welches ich Gregor May selber gebraucht auch mich mein Brueder Friderich gelehrnet hatt" (1541.) (Blatt 16/2.), Doctor Lorentz von Dreszen (Blatt 19.), vom Conradt Eckstein (Blatt 19/2 und 21/2), Maister Conradt Eckhstain (Blatt 22/2 und 23.), Georg Adler (Blatt 23/2.), Ruprecht Hauserbach (Blatt 27.), vom Dickhen Bader zue Guntzendorffen (Blatt 27/2.), vom dickhen Bader (Blatt 28.), Vlrichen Rumpel Pader zu Steyr (Blatt 28/2.), Maister Rueprecht Kurhamer ausz der obern Steyermarkh (Blatt 32.), Georgen Adler (Blatt 31/2.), „vom König ausz Frankhreich vnnd seinem Obresten brobirt worden" (Blatt 32.), „bewärdt vonn einem Hertzog" (Blatt 33/2.), „für die Fuesten Pfaltzgraff Friderich gebraucht" (Blatt 34.), „Von einem Bewärten Balbierer Hanns Preuszen genandt, Im 1526 Jahr gebraucht worden" (Blatt 36/2.), „Von einem Velltscherer probiert" (Blatt 37/2.), Johannis Puchner Medicus von Veimarkh Im Landt Dörnig (Blatt 47.), von dem Augenarzt von Lantzhuett (Blatt 58.), Maister Veith Stambler (Blatt 58/2.), Meister Meisen Stadt Artzt zue Proeslaw (Blatt 65/2.), Maister Androe von Nürnberg (Blatt 66/2.), Adam Arauter von Paden (Blatt 67.), Anszen Hierners zu Wien im Körnpadt (Blatt 68.), Melchior Mey (Blatt 72/2, 73, 74/2.), Marcus Pauer Stadtartzt zu Preslaw (Blatt 73.), „von der Frauen Jeronimus Tücherin" (Blatt 86/2.), Mattheus Müller (Blatt 95.), „welches zu Stettin in Bommern offt gebraucht ist worden" (Blatt 100.), Wolff Heiereichen Steyerer von Regensp. (Blatt 105/2.), „für das Fieber vom Graffen Albrechten von Tilenstein" (Blatt 109.), Heinrichen Herrman Freyherrn zu Willmersstorff (Blatt 111/2.), „Dieses Artzeney Buech ist vom Georg Müller einer Ersamen Landtschafft in Steyer bestelter Schmidt: Wundtartzt vnnd veldtscherer wonhafft in der Löblichen Haubtstadt grätz" (Blatt 117.), „gab mir Herr Lastner vund sagt er habe 20 Menschen damit geholffen (Blatt 126.), „vonn meinem Bruedern Georg Skann seel" (Blatt 128.), „von den Carnifex vom Schauffenhauszen" (Blatt 130/2.), „hatt des Keyssers Maximilions Wundtartzt gebraucht" (Blatt 133.), Doctor Wentzelaus von Ingolstadt (Blatt 141/2.), von denn fürstlichen Pfleger von Rosenheimb (Blatt 143.), „von einer Landtfrauen im Landt ob der Ennsz Barbara Zellerin" (Blatt 143/2.), Amprosy Albrecht geweszener Pader zu Schönnigen in Franckhen (Blatt 149.), Doctor Sebastian Schey von Regenspurg (Blatt 153.), Sebastian Balbirer in Regenspurg (Blatt 153/2.), vom Herrn Dragandt (Blatt 155.), Doctrn Meyern von Regenspurg (Blatt 155.), „Meister wilhalmb von Regenspurg ... gebraucht Im 1571 Jahr" (Blatt 156.), Maister Hansz Korbm von wiszen (Blatt 156.), „so an Hertzog Ludwig selbst vnnd andern mehr probiert worden" (Blatt 169/2.), „Die andere Khunst Hertzog Lutwigs so die an der nicht helffen wolt" (Blatt 169/2.), „Für das Füeber vom Pfaltzgraff Friderichen Churfürsten" (Blatt 180.), Maister Matthes vonn Nürnberg, Maister Hanszen von Nürnberg, Maister Petter von Win (Blatt 189.), Maister Matthes von Niernberg (Blatt 192.), Meister Friderich (Blatt 192/2.), Sigmund von Eger (Blatt 195.), Meister Sebalt zu Wien (Blatt 195/2.), Meister Petter zu Niernberg (Blatt 197.), „Der Graffen von neuen stein Prandtsalben" (Blatt 199/2.).

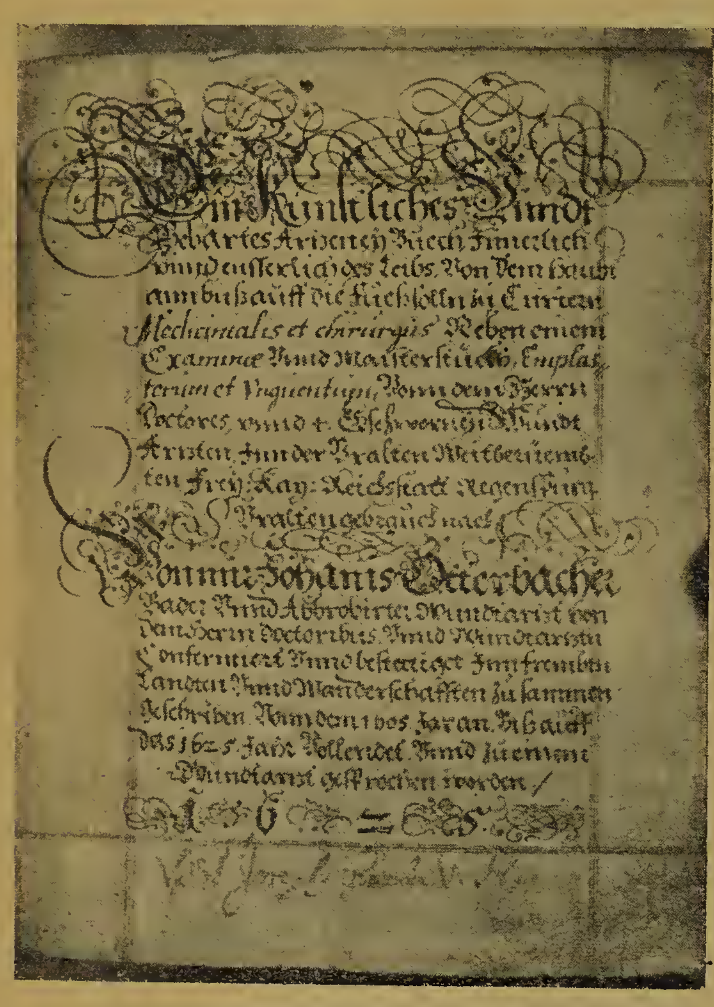


Abb. 1.

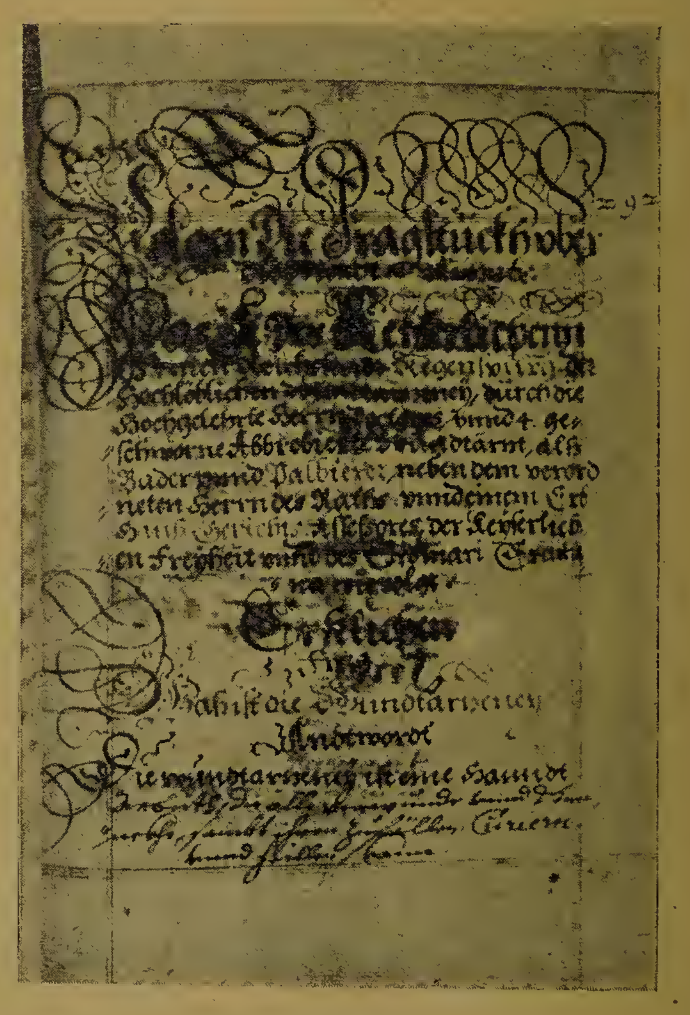


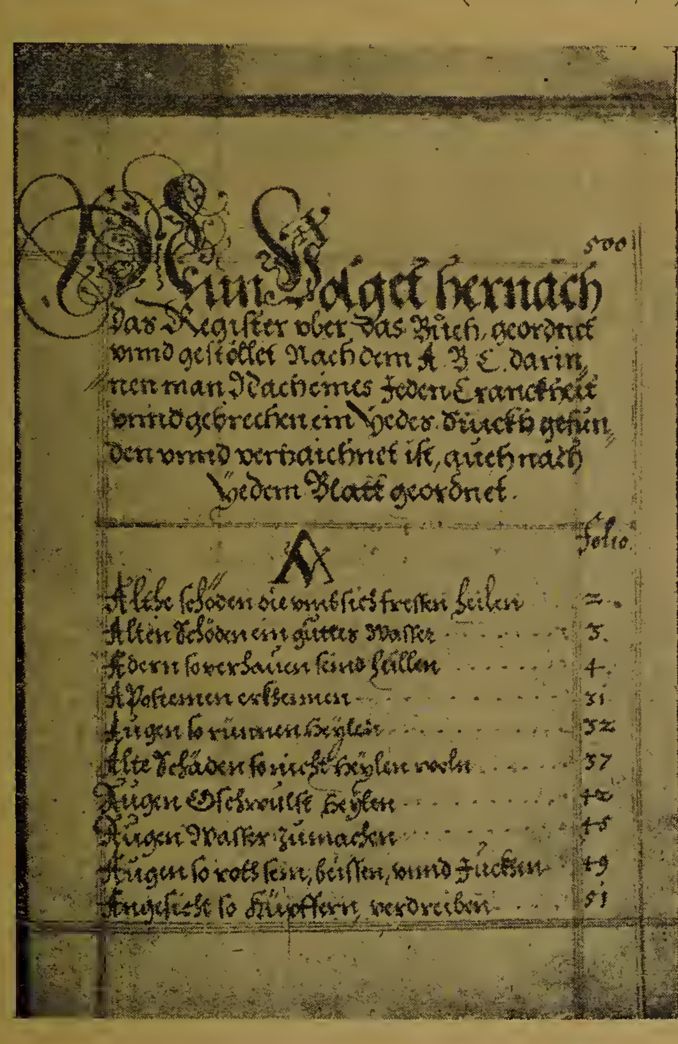
Abb. 2.

Auf Blatt 224 sagt er: „Das Ander thill Disesz beschriben vnnd Verfasten Ertzeneibuech, Darinen viell herlicher, schönner vnnd gewiser Ertzeney gefunde: vundt begriffen sein, für allerley Crankheiten, mengl, vnnd gebrechen der Menschen Inner: vnnd ausserhalben des Leibes zu gebrauchen.

Durch wolgelhrte Doctores vd: andere gelehrte Medicos, vnnd Wundertzt brobiert, beschrien vnnd am Tag gegeben worden. Jetzundter aber auffs newe mitt sondern vleisz zusammen verfasset vnd geschriben, durch mich H a n n s O t t e r b a c h: Bader vnnd Wundtartzt aus der Keyserl: freyen Stifft, Bamberg von Forcham gebuerttig. Anno 1625. Jahr."

In diesem Teil beruft er sich oder zitiert: Ein Türckhisches Khunststückh (Blatt 231.), H. D. Vonn, Landtszhuett (Blatt 231/2.), Maister Niclaus Svängler von Brieg (Blatt 232.), Conradt Mayer von Velburg Schnidt Arszt (Blatt 232/2.), Maister domlers Arszt zu Waltenberg (Blatt 237/2.), Nochar Dambler (Blatt 238/2.), Nochos Dambler (Blatt 239.), Bernhardt Waldsthoffer von Nürnberg, Stadt Artzt, Jungen Conrathen von Heydelberg (Blatt 240.), „Des Königs in Engelandt seine Prandtsalben," „Des Königs in Frankhreich Prandtsalben" (Blatt 241/2.), Conradt Mayr

(Blatt 243, 245.), Maister Anthony zu Rotenburg (Blatt 248.), meister. Anthony Hanser zue Roteburg an der Tauber (Blatt 248/2.), Maister Anthony Hauszer zu Rottenburg an der tauber (Blatt 251.), Maister Anthony Hauszers (Blatt 257.), Maister Anthony zu Rottenburg (Blatt 259.), Churfürsten Hertzog Augustus zu Sachszen (Blatt 259/2.), Conrath Maier vonn Velburg (Blatt 265/2.), Conrath Mayer (Blatt 266.), (hier folgt eine irrtümliche Nummerierung, nach Blatt 266 wieder Blatt 263), Conrat Mayers vonn Vellburg (Blatt 264.), Kaszgauer (Blatt 267/2.), „Graffen Wilhelms seine khunst" (Blatt 267.), „darinen Hertzog Friderich von Gapen gebattet hatt vund ist auch von seiner beschwärnis erlediget vund gesundt worden, Dann Er ist krumb vund Lamb gewessen, Inn allen sein glietern lange Zeitt" (Blatt 279/2.), „Maister Achaszen von Sirrigen im Bayrlandt welches Meister Paulus Schneider, Pader vund Wundtartzt auch Abbrobirter Meister von einem Hochgelehrten Herren Doctores erfahren hat" (Blatt 282.), J. Hauszgraffen, „H. Paulus Jonas Wolffen auch des Rats zu Regenspurg" (Blatt 283/2.), Meister Petter vom Vlm (Blatt 284/2.), „Meister


500

Nun Volget hernach Das Register vber das Büch, geordnet vnnd gestöllet Nach dem A. B. C. darinnen man Nach eines Jeden Cranckheit vnnd gebrechen ein Yeder Stückh gefunden vnnd vertzaichnet ist, auch nach Yedem Blatt geordnet.

Folio.

A

Alte schöden die umb sich fressen heilen	2.
Alten schöden ein gutter Wasser	3.
Adern so verhauen sind heillen	4.
Apostemen erkhennen	31
Augen so rinnen heylen	32
Alte schäden so nicht heylen wollen	37
Augen Gschwulst heylen	42
Augen Wasser zumachen	45
Augen so roth sein, beissen, vnnd Jucken	49
Augenfleckh so Küpffern vertreiben	51

Abb. 3.

Peter Der da der aller bewärteste Artzt in der Christenheit geweszen ist" (Blatt 286/2.), Auf dem 292. Blatt endet dieser Teil.

Auf dem 292. Blatt beginnt ein neuer Teil (siehe Abb. 2) und sagt er: „Folgen die Fragstückh vber Die Wundt Artznei: Das ist Der Keyserlichenn früen Reichsstadt Regenspurg. der Hochlöblichen Wundtartzeney, durch die Hochgelehrte Herrn Doctores vund 4. geschworne Abbrobierte Wundtärtzt alsz Bader vund Palbierer, neben dem verordneten Herrn des Raths vund einem Erb: Hausz Gerichts, Assessores, der Keyserlichen Freyheit vund des Ordinari Examina wie volgt." Nun folgen 71. Fragen und Antworten über die Knochenlehre und allgemeinen Inhaltes bis auf das 308. Blatt. Hier heißt es: „Vonn der Anatomia Innerliches Leibs" und behandelt in 58. Fragen und Antworten diesen Teil. Am 320. Blatt sagt er: „Von dem Haubt Innerlich: vund euszerlichen Verwundungen vnd seiner erkandtnuss". und behandelt diese Verwundungen in 94. Fragen und Antworten. Auf dem 350. Blatt „Folgent Von allerley Painbrichen vund ihrer einrichtung". und wird dieser Teil in 34. n u m e r i e r t e n Fragen und Antworten abgetan. Von dem 360. Blatte bis inklusive 379. ist in 73. Fragen und Antworten „Von dem Aderlaszen vund der Menschen seiner Camplexion" die Rede. Von diesen sind bloß die ersten 24. mit „Frag" bezeichnet, wie auch alle früher Genannten, von der 25 angefangen hört das Wort auf, obzwar alles in Fragen und Antworten behandelt wird. Am 380. Blatt folgt in 6. Fragen und Antworten „Wie sole man mit einem Gschwer im Anfang durch die Midl vnnd Weege Handlen wan man es Curiern oder auch Resoruiern will". In 7. Fragen und Antworten ist „Vonn der Collerischen Geschwulst". die Rede. (Blatt 381/2.) und in 19. Fragen und Antworten spricht er „Vonn den neuen vund auch alten schädn." Am 386. Blatt nimmt dieser Teil ein Ende, die Rückseite und das folgende Blatt sind leer. Am 388. Blatt heißt es „Hernach Folgen Die gemainen Handtpflasster vund Maysterstückh." und am 393. Blatt „Hiemit Enten sich die Meisterstückh." Der nun folgende Teil ist ähnlich dem zu allererst beschriebenem und zitiert er Paulus Schneider (Blatt 404.), und spricht „von einem gwaltigen Türckischen Meister, welch ist gefangen worden vnnd ist genandt worden Niclas Ander mit Namen". (Blatt 409/2.), Hier beginnt er dann „Von Der schüethung" und behandelt bis inklusive 454. die Säfte, das Haar, den Bart, die Brust (mamma), Stimme, Charaktere, Unterschiede des Mannes und Weibes, Schwangerschaften, Abnormitäten, Abortus, Geburt, etc. Er erwähnt unter Anderem auch die Tiere, das Schlangengift, spricht über den Wein, die Milch und auch andere in der Wirtschaft sich ergebende Dinge.

Vom Blatt 455. bis inklusive 499. ist das Buch leer. Auf dem 500. Blatte sagt er: „Nun folget hernach das Register über das Buch geordnet vund gestöller Nach dem A. B. C. darinnen man Nach eines jeden Crankheit vund gebrechen ein Yedes Stückh gefunden, vund vertzaichnet ist, auch nach Yedem Blatt geordnet." (siehe Abb. 3.) Am 526. Blatt schließt das Register. Die letzte Numerierung ist aber am 523. Blatte. Das ganze Buch umfaßt 538. Blätter und ist wie bereits erwähnt in tadellosem Zustande, bloß die obere Hälfte des 251. Blattes ist herausgerissen, auf Blatt 173. fehlt in der Mitte ein Zipferl, auf Blatt 426. der untere Eck ohne aber den Text zu beschädigen. Auf Blatt 194, 196 und 216 fehlt in der Mitte je ein Zipferl, wobei der Text ganz minimal beschädigt ist, ohne aber den Inhalt unverständlich zu machen.

Die Orthographie ist nicht einheitlich, was am Besten bei den zitierten Namen festzustellen ist, da dieselben Namen verschieden geschrieben wurden und bemühte ich mich, die vom Autor gebrauchte Schreibart zu wiedergeben, daher die Wiederholungen, wobei ich mir bewußt bin, daß einzelne Buchstaben vicariierend gebraucht wurden. Biographisches konnte ich vorderhand nichts erfahren. Aus den Zitierten läßt sich aber so viel feststellen, daß der Autor viel auf Wanderschaften war, in Regensburg zum Bader approbiert wurde und zuletzt im Stift Bamberg Unterkunft fand.

Z a g r e b, Ende Oktober 1928.

Berichte aus den wissenschaftlichen Vereinen.

Gesellschaft der Ärzte in Wien.

Sitzung vom 30. November 1928. — Orig.-Ber. d. „W. M. W."

Vorsitzender: Herr **C. Ewald.**

Schriftführer: Herr **H. K. Barrenscheen.**

Herr **P. Moritsch** berichtet über 3 **Fremdkörperverletzungen,** die auf der Unfallstation der I. chirurg. Klinik beobachtet wurden. 1. Ein Mann von 54 Jahren litt seit vielen Jahren an Hämorrhoiden und Analprolaps. Pat. hatte sich angewöhnt, mittels eines Zigarrettenstopfers den Prolaps zu reponieren. Eines Tages glitt er während der Repositionsprozedur aus, kam beim Fallen auf das Gesäß zu sitzen, das Holzstäbchen verschwand im Rektum, ohne Schmerzen hervorzurufen. Pat. hoffte, das Stäbchen würde am nächsten Tag bei der Defäkation abgehen und tat nichts, um den

Zigarettenstopfer zu entfernen. Beim Stuhlgang am nächsten Tage hatte Pat. Schmerzen in der linken Unterbauchgegend und Brechreiz, das Stäbchen aber ging nicht ab. Weil die Beschwerden nach dem Stuhlgang fortdauerten, suchte Pat. die Klinik auf. Die Untersuchung ergab 120 Pulse pro Minute, verfallenes Aussehen und Druckempfindlichkeit der linken Unterbauchgegend; das Stäbchen wurde nicht im Rektum gefunden. Unter diesen Umständen wurde eine Perforation des Darmes angenommen und Pat. laparotomiert. Das Abdomen wurde unterhalb des Nabels eröffnet und eine Perforation des Sigma durch das Stäbchen festgestellt. Der Stopfer wurde entfernt, die Bauchhöhle mit Pepsin-Salzsäure gespült und dann geschlossen. Drei Tage nach der Operation entwickelte sich ein paralytischer Ileus, so daß es notwendig wurde, eine laterale Zökostomie anzulegen. Die Wirkung dieses Eingriffes trat prompt ein. Später bildete sich ein Bauchdeckenabszeß, der eröffnet wurde und dann noch eine Zeit lang fistelte. Da die Zökostomie keine Tendenz zur Selbstheilung zeigte, wurde sie operativ geschlossen. Das Merkwürdige an diesem Fall ist, daß die Perforationsöffnung so hoch über der Ampulle lag. II. 4jähriges Mädchen ging am 1. November mit einer Kinderfahne spazieren, fiel nieder und stieß sich die Fahnenstange in den Mund. Die Untersuchung ergab keinerlei Bewegungsstörung in den Kiefergelenken, Durchbohrung des weichen Gaumens rechts von der Uvula, Durchbohrung der hinteren Pharynxwand. Die Stange steckte in der Bandscheibe zwischen Atlas und Epistropheus. Bei der Extraktion brach die Stange an der Oberfläche der Bandscheibe ab; es gelang indessen leicht, mit einer Kornzange, die in den Wundkanal eingeführt worden war, das 4 cm lange Stück, das in der Bandscheibe steckte, zu entfernen. Pat. hatte noch acht Tage hindurch Beschwerden beim Drehen des Kopfes. (Demonstration der Pat., Demonstration von Lichtbildern.) III. Pat. stürzte am 28. August, von einem Bauernwagen angefahren, mit seinem Motorrad und wurde dann ohnmächtig in die Unfallstation gebracht. Pat. wies eine Wunde 3 cm unterhalb des linken Ligamentum Poupartii an der Innenseite des Oberschenkels und eine pyramidenförmige Vorwölbung der linken Gefäßbacke auf, welche das Niveau der rechten Gefäßbacke um ein beträchtliches überragte. Nach Umschneidung der Geschwulstkuppe wurden zwei Holzstangen extrahiert, die selbstverständlich bei der Durchleuchtung keine Schatten hatten geben können; die eine Stange war 22, die andere 12 cm lang, beide 3 cm dick. Beim Austasten der Wunde wurde noch ein 10 cm langes Holzstück von 3 cm Durchmesser entfernt. Die Holzstücke waren vorne eingedrungen, waren hart an den großen Gefäßen vorbei gegangen, eines blieb vor der das Foramen obturat. bedeckenden Muskulatur liegen, das andere zerbrach am Schambein. Die Wunde wurde mit der Halogenlösung*) nach Albrecht gespült und ist jetzt bis auf eine kleine Fistel geschlossen. Pat. ist vollkommen gehfähig und kommt als Förster seinen Berufspflichten nach. (Demonstration des Pat., Demonstration der Holzstäbe und der klinischen Lichtbilder.)

Herr **C. Ewald** hat vor Jahren eine Krankenschwester operiert, die ihm unter der Diagnose Appendizitis zugewiesen wurde. Die Symptome entsprachen ganz der Diagnose. Nach der Laparotomie wurde ein Tumor im subserösen Raum festgestellt, der Silberglanz aufwies, bei der Berührung aber in zahllose kleine über das Operationsgebiet laufende Kügelchen zerfiel. Pat hatte vor Jahren sich einmal ein Minutenthermometer in die Vagina eingeführt; das Thermometer aber verlor sich und Pat. dachte später nicht mehr daran. Wie das Thermometer, beziehungsweise das Quecksilber in den subserösen Raum geriet, blieb unaufgeklärt.

Herren **L. Arzt** und **N. Jagič** berichten unter Demonstration von Pat. über **leukämische Veränderungen.** A. I. Die 62 Jahre alte Pat. wurde Vortr. von der Abt. Jagič zugewiesen. Kleine papulöse Effloreszenzen am Stamm und an den Streckseiten der Extremitäten, Schwellung der Lymphdrüsen. Der Blutbefund war der einer leukämischen Lymphadenose: die mikroskopische Untersuchung ergab ein Infiltrat um alle Gefäße der tiefen Schichte und um einzelne der oberflächlichen Schichte und um die Schweißdrüsen. Die isolierten Effloreszenzen, die bei dieser Pat. zu beobachten sind, unterscheiden sich von den an anderen in der Gesellschaft vom Vortr. gezeigten Pat. beobachteten durch deren Massigkeit und Lokalisation. II. Der 49jährige Mann wurde von der Klinik Ortner dem Vortr. zugewiesen. Der Blutbefund ist auch hier der einer leukämischen Lymphadenose; daneben Lymphdrüsenschwellung. Die Hautinfiltrate waren sehr massig und bestanden ganz gleichmäßig aus lymphoiden Zellen. Jetzt ist nur ein zirkumskriptes, plattenförmiges Infiltrat entlang dem Rande des linken Vorderarmes vorhanden. Dieses Infiltrat wurde von Radiumbestrahlung gut beeinflußt. J. III. Die Erkrankung setzte vor drei Jahren mit Schwellung der Lymphknoten in inguine und am Halse ein. Die Bluntersuchung ergab eine lymphämische Lymphadenose. Die Röntgenbestrahlung bewirkte Abschwellung der Lymphdrüsen. Nach einiger Zeit vergrößerten sich die Drüsen wieder und erreichten im Oktober Tauben- bis Hühnereigröße. Pat. wurde nunmehr mit Radium- statt mit Röntgenbestrahlung behandelt. Die großen Lymphdrüsen am Halse bildeten sich auch jetzt zurück. Vortr. teilt diese Beobachtung mit, weil in Wien die Radiumtherapie weniger angewendet wird als die Röntgenbestrahlung.

Radium hat sich bei Lymphadenosen, Myelom und Lymphogranulomatose gut bewährt. Entzündliche Prozesse und Tumoren eignen sich für die Radiumbehandlung. Die Blutwirkung des Radium ist schwächer als die der Röntgenstrahlen, doch ist diese Wirkung (Sanierung des Blutes) nicht so wichtig, wie der Rückgang des Milz- und der Drüsentumoren. Wegen der unangenehmen Allgemeinerscheinungen ist es vorteilhafter, wenn der Leukocytensturz weniger heftig ist. Die Radiumanwendung kann auch im Hause des Pat. stattfinden und ist angenehmer als die Röntgenbestrahlung. Es wird Sache der Zukunft sein, genaue Indikationen anzugeben. Heute läßt sich schon sagen, daß Röntgen- und Radiumbestrahlung in Kombinationen dort angezeigt sind, wenn rasche Wirkungen erforderlich sind, zum Beispiel bei Mediastinaltumoren, die auf die Trachea drücken. (Demonstration von Lichtbildern.)

Herr **G. Schwarz** bemerkt, daß bei Systemerkrankungen des Blutes Röntgen- und Radiumbestrahlung in gleicher Weise wirken, besonders da man jetzt durch starke Filterung und hohe Spannung das Durchdringungsvermögen der Röntgenstrahlen dem der Radiumstrahlen sehr ähnlich machen kann; die Radiumstrahlung wirkt weniger intensiv. Durch größeren Abstand der Röntgenröhre und geringe Dosen kann man den Unterschied von Röntgen- und Radiumstrahlung noch weiter verringern. Redner hat jetzt zum ersten Mal erfahren, daß nicht die Sanierung des Blutes, sondern die Beseitigung der Drüsenschwellung gewünscht wird. Das Radium ist darum bequemer anzuwenden, weil es keine Zwangslage des Pat. erfordert. Radium würde in Wien mehr verwendet werden, wenn Wien über mehr Radium verfügte. Der gegenwärtige Zustand ist keine Ehre für Wien, das einmal in der Radiumtherapie führend war. Die Beschaffung einer genügenden Menge Radium würde weniger Geld kosten als manches andere Unternehmen. Auch der Wunsch der Krebsgesellschaft, Radium, das zur Behandlung so wichtig ist, zu erhalten, ist unerfüllt geblieben. Es wäre Sache der Gesellschaft der Ärzte, hier initiativ vorzugehen, da es sich um eine Angelegenheit von großer Bedeutung für das Volkswohl handelt.

Herr **A. Eiselsberg** teilt mit, daß durch eine auf Anregung Fleischmanns unternommene Aktion der Krebsgesellschaft eine bedeutende Summe zusammengebracht wurde, die zur Erwerbung von Radium verwendet werden wird.

Herr **H. Schlesinger** demonstriert einen 62jährigen Mann, der wegen einer **tuberkulösen Spondylitis** ins Spital aufgenommen worden ist. Pat. zeigte bei seiner Aufnahme vor 1½ Jahren eine Paraplegie der Beine. Zwei Jahre vorher hatten Schmerzen im Rücken begonnen, später war eine Schwäche der unteren Körperhälfte hinzugetreten. Bei der Aufnahme zeigte sich eine Andeutung von Brown-Séquard'schem Symptomenkomplex, Lähmung der Beine, Blasenstörungen. Die Entwicklung des Leidens ließ auch an einen Tumor denken, doch gab die Spinalpunktion keinen weiteren Anhaltspunkt für diese Annahme: keine Gelbfärbung, keine Eiweißvermehrung. Die Sauerstoffeinblasung machte für einen Augenblick Schmerzen im oberen Teil des Rückens, später trat Schwindel ein, so daß man annehmen muß, daß der Sauerstoff die Stenose passiert hat. Da die Tuberkulinreaktion positiv und die obere Brustwirbelsäule druckempfindlich war, nahm Vortr. eine tuberkulöse Spondylitis an, welche Diagnose dann von Herrn Sgalitzer bestätigt wurde. Pat. wurde in ein Gipsbett gelagert und hat nach nicht ganz vier Monaten seine Mobilität

*) N. B. Die Lösung derzeit ist unter dem Namen Jodo-Fluorin im Handel.

wieder gewonnen. Pat. ist derzeit arbeitsfähig und ist als Kassier den ganzen Tag auf den Beinen. Es kommt gar nicht so selten bei alten Leuten vor, daß eine tuberkulöse Spondylitis ohne Formveränderung der Wirbelsäule verläuft und dadurch der Röntgendiagnose entgeht. Wegen der Kompression der Medulla spinalis sind Verwechslungen mit Tumoren nicht selten. Man soll bei der tuberkulösen Spondylitis der alten Leute nicht pessimistisch sein. Man erzeilt durch ein Gipsbett oder durch eine andere Fixationsmethode gute Erfolge, besonders wenn keine Komplikationen eintreten. Vortr. hat eine Reihe von Personen beobachtet, die, früher wegen einer tuberkulösen Spondylitis paraplegisch, sich von Zeit zu Zeit regelmäßig vorstellen.

Herr **G. Lotheissen** demonstriert einen 23jährigen Schlosser, bei dem er eine **Brücke, die an zwei Schneidezähnen befestigt gewesen war, aus dem rechten Hauptbronchus extrahiert** hat. Die Brücke ist seinerzeit angefertigt und an zwei Kronen seitlich befestigt worden, weil Pat sich bei der Arbeit versehentlich mit einem Hammer auf die Schneidezähne getroffen hat. Während der Nacht lockerte sich die Brücke und wurde vom Pat. seiner Angabe nach geschluckt; Pat. klagte über Erstickungsgefühl. Die Röntgenaufnahme ließ deutlich die Brücke erkennen. Die Brücke konnte aber auch im rechten Bronchus stecken, weil sie von der Kontrastmasse nicht berührt wurde. Der Ösophagus war, wie die Ösaphagoskopie ergab, leer. Da, wie diese Untersuchung ergeben hatte, das starke Rohr vom Mund aus schwer einzuführen war, nahm Vortr. zwecks Exploration der Luftwege eine tiefe Tracheotomie vor und konnte mit einer sehr langen Zange die Brücke, deren gesprungene Kronen sich eingekeilt und verhakt hatten, entfernen, nachdem sie nach abwärts geschoben und gedreht worden war. Die alte Methode hat auch hier zum Erfolge geführt. Prothesen in den Luftwegen sind selten, noch seltener natürlich Brücken. Unter 900 Fremdkörpern in den Luftwegen hat Vortr. siebenmal Gebisse gefunden. Vortr. hat den Pat. wegen der Seltenheit des Vorkommnisses demonstriert.

Herr **F. Stöhr** stellt einen 50jährigen Mann vor, bei dem eine **Strumametastase im Sternum** entfernt wurde. Pat. war bis auf eine vor vielen Jahren durchgemachte Polyneuritis immer gesund. Seit seiner Jugend hat er eine Struma, die keine Beschwerden macht, da sie seit 20 Jahren stationär ist. Anfangs 1924 bemerkte Pat. eine Geschwulst des oberen Teiles des Sternum, die schließlich Ganseigröße erreichte und deutlich pulsierte. In einer internen Abteilung eines Krankenhauses wurde die Geschwulst als Aneurysma bezeichnet; die Injektionsbehandlung nützte nichts und die Geschwulst wuchs bis Anfang 1925 bis auf Faustgröße und blieb bis zum Sommer 1927 stationär. Da aber dann wieder rasches Wachstum einsetzte, ließ sich Pat. 1927 auf die Klinik Hochenegg aufnehmen. Der Tumor reichte beiderseits drei Finger breit über den Sternalrand hinaus und füllte die Fossa jugularis aus. Das Herz war durch die geblähte Lunge überlagert. Die Herztöne waren leise, über dem Tumor war ein systolisches Geräusch hörbar. Der Puls beider Radiales war gleich und rhythmisch. Die Röntgenuntersuchung ergab einen Defekt des Sternum: von den Mediastinalgebilden war der Tumor gut abgrenzbar. Die Diagnose lautete auf ein primäres Neoplasma des Sternum. Da die radikale Entfernung des Tumors für unmöglich gehalten wurde, wurde Pat. in häusliche Behandlung entlassen, nachdem ihm Jodkali verordnet worden war. Sechs Wochen später kam Pat. mit den Zeichen einer Jodintoxikation stark abgemagert und mit Ödem der Beine wieder auf die Klinik. Der Tumor, der früher derb gewesen war, war nunmehr weich und fluktuierte sogar an einzelnen Stellen. Anfang Dezember 1927 ging man an die Exstirpation. Die Vorderfläche wurde freigelegt: mächtige Venen in der Subkutis, so starke Blutung beim Versuch der Ablösung des Tumors von der Unterlage, daß die Operation abgebrochen werden mußte. Die mikroskopische Untersuchung des exzidierten Tumorgewebes ergab: kleinfollikuläres Adenom der Schilddrüse und Zellstränge. Der Tumor sendete Ausläufer zwischen die Sehnen. Zehn Tage nach der Operation begann die Röntgenbehandlung zwei Felder, je ein HED. Der Tumor zerfiel unter Jauchung, interkurrent trat ein Erysipel auf, später wurden zwecks Beschleunigung der Abstoßung des nekrotischen Gewebes Chlorzinkstäbchen in den Tumor eingeführt und wiederholt paquelinisiert. Infolge der Jauchung und des Säfteverlustes kam Pat. sehr herunter. Um nun diesem ungünstigen Zustand ein Ende zu machen, wurde der Tumorrest weit im Gesunden umschnitten und von seiner Basis abgelöst. Da die im vorderen Mediastinum befindlichen Tumorpartien operativ nicht entfernt werden konnten, wurden sie möglichst weitgehend exkochleiert. In der Tiefe wurden dabei die großen Gefäße getastet: Die große Wundfläche heilte per secundam; heute ist nur mehr eine kleine Fistel links oben gegen die zweite Rippe hin vorhanden. Eine derbe Narbe deckt den Defekt des Sternum. Die Schilddrüse selbst ist im großen und ganzen normal, nur rechts unten weist sie einen Knoten auf. Es handelt sich um ein malignes Adenom mit Metastasen in das vordere Mediastinum. Man hat für diese Bildung leider auch den wenig passenden Ausdruck gutartige metastasierende Struma angewendet; es handelt sich aber um anatomisch und klinisch maligne Tumoren. Von Vorteil war gewiß die erweichende Wirkung der Jodtherapie, die eine rasche Resorption des Kolloids der Metastase herbeiführte. Vortr. erinnert an die Mitteilung von E i s e l s b e r g, der beobachtete, daß die Kachexia strumipriva während der Entwicklung von Metastasen eines Thyreoideakarzinoms verschwand, um nach deren Exstirpation wieder aufzutreten, woraus folgt, daß Metastasen die Organfunktion des Muttergewebes übernehmen. Der in diesem Falle erreichte therapeutische Effekt ist der Kombination von operativer und Strahlentherapie zu verdanken.

Herren **J. Nowak** und **M. Harnik: Therapie der Dysmenorrhöe.** Der Begriff Dysmenorrhöe ist nicht scharf abgegrenzt. Man rechnet hiezu: 1. lästige Empfindungen, die im Verlaufe der Menses auftreten, 2. kolikartige Schmerzen im Verlauf der Menstruation, die den sonstigen Beschwerden bei der Menstruation (Kopfschmerzen, Mattigkeit etc.) nahe stehen, welche Beschwerden der Blutung vorausgehen, um einem gesteigerten Wohlbefinden während der Blutung zu weichen, 3. Schmerzen von oft wehenartigem Charakter im Unterbauch und in der Genitalregion, wobei flüssiges Blut und Koagula abgehen, so daß die Schmerzen durch das Mißverhältnis von Blutmenge und gerinnungshemmendem Agens bedingt sein sollen, sowie durch die Austreibung deziduaähnlicher Ergüsse, welche Auffassung nicht zutrifft, da dieselben Frauen bei der Ausstoßung von Abortusresten oder der Dezidua bei Graviditas extrauterina weit geringere Schmerzen haben. Zur Dysmenorrhöe gehören nicht bloß wehenartige Schmerzen, sondern auch 4. die Empfindung von Völle und Schwere im Unterleib, von Drängen nach unten und von Kreuzschmerzen vor den Menses, die in diesen Fällen profuser sind und länger dauern und eine Entlastung bedeuten. Es handelt sich hier um Stauungszustände, Varizen der Beckenvenen und Entzündung der Beckenorgane, um Kombination von Stauung und menstrueller Kongestionshyperämie und Kapselspannungsschmerz im Bereiche des Uterus. Am besten charakterisiert ist die Menstruationskolik: Schmerzen im Unterbauch, oft mit Brechreiz und Erbrechen, welche Beschwerden meist zu Beginn der Blutung, seltener vorher oder im Verlauf der Blutung eintreten. Der der Kolik zu Grunde liegende Vorgang ist unbekannt, ebenso seine Ursache; vielleicht handelt es sich um unkoordinierte Muskelkontraktionen von Uterus und Tuben, vielleicht auch der Gefäße. (Analogie zu den Befunden bei intrauteriner Ätzbehandlung; Befund von Blut in der Bauchhöhle während der Menses [G e r s u n y], das zur Bildung von Adhäsionen Anlaß geben kann.) Die Verursachung der Menstrualkolik durch abnorme Enge des inneren Muttermundes, Rigidität des Uterus, Länge des Zervikalkanales, spitzwinklige Anteflexion wird abgelehnt, weil man diese Befunde nicht konstant erhebt und außerdem noch bei Frauen ohne Dysmenorrhöe. Die als Grund der Dysmenorrhöe angeführte Hypoplasie des Genitales ist nur eine Disposition zu Dysmenorrhöe. Die Dysmenorrhöe soll durch Spasmen des inneren Muttermundes hervorgerufen sein, welche den Abfluß des Menstrualblutes erschweren und darum zu verstärkten Kontraktionen führen. Die Theorie von der Enge des inneren Muttermundes, die zu vielen Operationen und wenig zahlreichen Erfolgen geführt hat, hat ebenso an Boden verloren wie die Theorie von der Spasmophilie, von der Übererregbarkeit des vegetativen Nervensystems von dem muskelschwachen Motor etc. Der alte Satz:

nulla dysmenorrhoea sine obstructione muß fallen gelassen werden. Die klinische Erfahrung spricht gegen die Richtigkeit der Lehre von den Spasmen, weil die Dysmenorrhöe nicht bei der ersten Menstruation auftritt, sondern erst später und dazu noch an Schmerzen zunehmen. Die Dysmenorrhöe heilt in den glücklichen Ehen aus, aber nicht immer nach Geburten, obwohl der Zervikalkanal und der innere Muttermund durch den Partus gedehnt werden. Narbige Stenose macht keine Dysmenorrhöe. In der unglücklichen Ehe verschlimmert sich die Dysmenorrhöe. Sie bessert sich unter günstigen äußeren Umständen (Ferien, Urlaub) und angenehmen Erlebnissen. Maßgebend ist für die Entstehung der Dysmenorrhöe das psychische Verhalten der Pat. Schon ältere Beobachter haben von der nervösen Form der Dysmenorrhöe gesprochen, neuere Autoren (A. Meyer, Brandes u. a.) haben der psychotraumatischen Form der Dysmenorrhöe ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Unter den von den Vortr. im Laufe der letzten vier Jahre beobachteten mehr als 200 Pat. wurden 168 genauer verfolgt. Das Ergebnis ist, daß jede Dysmenorrhöe psychogenen Ursprungs ist, hervorgerufen durch psychische Traumen, die oft zur Sexualsphäre in Beziehung stehen (sexuelle Verfehlungen, Versuche der Vergewaltigung, unangenehme Erfahrungen in der Ehe, Angst, sich zur Zeit der Menses erkältet zu haben), aber nicht immer (Eintreffen einer unglücklichen Botschaft am Tage des Menstruationsbeginnes etc.). Aufdeckung der psychischen Traumen ohne Psychoanalyse im engeren Sinne des Wortes (oft einer einzigen Sitzung) und Aufklärung über den Zusammenhang führen zur Heilung. Frauen sind zur Zeit der Menses infolge der Tätigkeit der Drüsen mit innerer Sekretion nicht im Gleichgewicht (Depressionen, Menstruationspsychosen), so daß ein psychisches Trauma schwere Folgen auslöst, wahrscheinlich unter Mitwirkung der erhöhten Reaktionsbereitschaft der glatten Muskulatur des inneren Genitales, welche die Auswirkung unlustbetonter Affekte im inneren Genitale erleichtert. Die Inkoordinationen und Spasmen, die wir nicht näher kennen, sind belanglos. Von Wichtigkeit ist die Beziehung des psychischen Traumas zur Dysmenorrhöe. Wenn einmal der dysmenorrhoische Schmerz vorhanden war, dann sorgt die Angst für seine Verstärkung, der für einen bestimmten Tag erwartete Eintritt der Menses gibt eine Bedingung zu seiner Entwicklung ab (Erwartungsneurose). Angst, die bekanntlich das vegetative Nervensystem stark beeinflußt, ist bei gegebener Gelegenheit allein imstande, sie auszulösen (zum Beispiel macht Erythrophobie Erröten). Wenn einmal eine Menstruationskolik vorhanden war, dann bezieht sie Pat. ursächlich nicht auf das seelische Erlebnis, sondern auf das Genitale: Bahnung und Verstärkung des dysmenorrhoischen Anfalls. Bei hinreichend starker psychischer Widerstandskraft bleibt die Dysmenorrhöe aus. Von den 168 Pat. sind 71 geheilt, 89 sind weitgehend gebessert, 8 sind unbeeinflußt geblieben. In diesen Fällen gelang es offenbar nicht, das ursächliche Trauma zu finden. In dem einen und anderen Fall scheitert die therapeutische Bemühung an dem Widerstand der Pat., ein Faktor, mit dem man in der Psychotherapie immer rechnen muß. Die längste Beobachtung einer Heilung geht auf 6 Jahre zurück. Rückschläge beweisen nichts gegen die Auffassung der Vortr., weil in der Zwischenzeit neue psychische Traumen eingewirkt haben können. Die Aufklärung über den Zusammenhang von Trauma und Schmerz beseitigt die Meinung der Pat., genitalkrank und sexuell minderwertig zu sein. Ist die Aufklärung (Erläuterung durch allgemein bekannte Beispiele) gelungen, dann bekräftigt eine Sitzung vor den nächsten Menses das gewonnene Resultat. In der Mehrzahl der Fälle kommt man mit 4—5 Sitzungen aus. Die Behandlung kann von jedem Arzt durchgeführt werden. Hauptsache ist es, das Vertrauen der Pat. zu gewinnen und sich in ihr Seelenleben einzufühlen. Immer ist eine genaue gynäkologische Untersuchung notwendig, um diagnostische und therapeutische Mißgriffe zu vermeiden. Die Vorstellung der Pat., genitalkrank zu sein, darf durch wiederholte Untersuchungen nicht verstärkt werden. Die Suggestion ist nicht der entscheidende Faktor, weil sie ohne Aufdeckung des ursächlichen Traumas unwirksam ist. Die Suggestion, die vom operativen Eingriff ausgeht, ist gewiß stärker als die Suggestion durch Unterredung im Sprechzimmer, aber die günstigen operativen Resultate sind nicht zahlreich. Wichtig ist die Prophylaxe. Wenn ein Kind Mutter oder Schwester sich bei den Menses immer in Krämpfen winden sieht, so ist geradezu eine Prädestination zur Dysmenorrhöe vorhanden. Heilung der Dysmenorrhöe der Älteren verhindert ihr Auftreten bei Jüngeren. Die Schonung während der Menses soll man nicht allzusehr fördern, weil man sonst die Dysmenorrhöe eher züchtet. Die Frauenärzte sollen keine Organpathologen sein, sondern Ärzte der Frauen.

Herr **M. Weil** hat die Besprechung der Fließ'schen Methode (Pinselung der unteren Nasenmuschel mit 20 %iger Kokainlösung) vermißt. Redner hat auf Veranlassung von Freud diese Methode versucht und mit ihr immer gute Erfolge erzielt.

Herr **H. Kogerer** vermißt in den Ausführungen des Vortr. den Hinweis auf den von den Psychoanalytikern nicht sehr passend bezeichneten Kastrationskomplex (Mädchen wünschen Knaben zu sein), aus dem heraus die erste Menstruation als katastrophale Entscheidung wirken kann und auf das Erschrecken über das unerwartete Eintreten der ersten Menstruation. Die Psychotherapie ist beim Fehlen gynäkologischer Krankheiten indiziert. Das Fehlen des Erfolges in manchen Fällen ist wohl darauf zurückzuführen, daß die Dysmenorrhöe nur ein Symptom der neurotischen Persönlichkeit ist: Lösung nur eines Komplexes genügt nicht zur Beseitigung der Gleichgewichtstörung.

Herr **C. Fleischmann** kann dem Vortr. insofern nicht beistimmen, als bei Dysmenorrhoischen oft leichte hypoplastische Veränderungen vorhanden sind, die vielfach mit Psychasthenie kombiniert sind. Die Fließ'sche Theorie von der nasalen Genese der Dysmenorrhöe ist zweifellos für viele Pat. richtig; mit der Fließ'schen Therapie sind oft Erfolge zu erzielen. Redner hat auch mit der intrauterinen Galvanisation nach Apostoli gute Erfolge erzielt. Gewiß ist die Dysmenorrhöe vielfach Erziehungsfehler; Redner läßt die Mädchen während der Menses in die Schule gehen, oft sogar baden und ist mit seinen Resultaten zufrieden.

Herr **M. Schur** hat Dysmenorrhöe bei fast allen Frauen mit Organneurosen gefunden. Die Menstruation an sich wirkt als psychisches Trauma, weil sie an viele Konflikte und Probleme des Frauenlebens anklingt. Durch die Menstruation wird die Vorstellung der Geburt erweckt und damit die der Genitalkrankheit. Mit diesem Shock kann nicht jede Person fertig werden. Jedes Trauma während der Menses wird mit der Menstruation in Beziehung gebracht. Die Psychotherapie muß sich vor allem mit der Menstruation, nicht mit den sekundären Traumen beschäftigen.

Frau **O. Knopf** vertritt den Standpunkt der individualpsychologischen Schule (Adler), daß jedes neurotische Symptom einen Sinn habe. Hinter der Dysmenorrhöe steckt die Unzufriedenheit mit der Frauenrolle, Mädchen wollen verzärtelt werden, wollen den Mittelpunkt des Interesses bilden, wollen frei sein von Arbeiten etc. Die Wurzel geht ins 4.—5. Jahr zurück, zu welcher Zeit sich der Lebensstil der Einzelperson bildet. Manchen Mädchen ist die erste Menstruation angenehm („endlich erwachsen"), anderen unangenehm („Protest gegen die Frauenrolle", „Unmöglichkeit, den Männern gleich zu sein", „Minderwertigkeitsgefühl"). Der Schmerz bewirkt die Mechanisierung des neurotischen Symptoms. Vom Pat. als günstig gewertete Symptome bewirken Rückgang der Schmerzen. Man muß Vortr. für seine Darlegungen dankbar sein.

Herr **M. Pappenheim** unterstreicht die Wichtigkeit der vom Vortr. angewendeten „kleinen Psychotherapie". Das psychische Trauma ist aber nicht der letzte Grund der Dysmenorrhöe. Neben der Enttäuschung, kein Mann zu sein (Penisneid der Mädchen, Kastrationskomplex, männlicher Protest) bedeutet die Menstruation die Aufgabe der natürlichen Funktion des Gebärens: zweite Enttäuschung. Die Erfolge der Psychotherapie beweisen nichts für die Psychogenese. Die Dysmenorrhöe wird zugleich mit der ganzen Persönlichkeit beeinflußt (Allers).

Herr **B. Dattner** führt aus, daß nicht alles, was psychisch beeinflußbar ist, psychogener Natur ist. Der Standpunkt des Vortr. ist der, den Freud vor 20 Jahren eingenommen hat. Oft genug verschwindet die Dysmenorrhöe nach dem ersten Koitus, der revolutionäre Vorgänge im Genitale auslöst. Die Wichtigkeit der Konstitution darf nicht übersehen werden.

Herr **V. Baar** hat aus dem Vortrag wenig für die Praxis Brauchbares gewonnen. Psychotherapie ist bei der Landbevölkerung unmöglich, weil das „Herumstieren" in der Psyche den Arzt dort unmöglich macht, die Stadtbevölkerung ist ganz anders. Für die Dysmenorrhöebehandlung bleibt also die Therapie mit Antipyrin-Coffein etc. und die Nasenpinselung.

Herr **L. Kraul** führt aus, daß Dysmenorrhöe ein durch verschiedene Ursachen erzeugtes Symptom ist; eine einheitliche Ursache gibt es nicht. Bei Hypoplasie mit Verkürzung der Ligg. sacrouterina wirkt der Laminariastift sehr günstig. Bei sensitiven Personen findet man durch Prüfung der Funktion des vegetativen Nervensystems sehr oft Anomalien. Nicht bei jeder Psychoneurose ist auch Dysmenorrhöe vorhanden. Die Dysmenorrhöe ist kein bei jeder Periode sich geltend machendes Leiden. Das Ausbleiben der Menses ist doch in vielen Fällen

ein schwereres Trauma als der Eintritt der Menses und doch fehlen da die dysmenorrhoischen Beschwerden.

Herr **J. Nowak** (Schlußwort) führt aus, daß man mit schmerzstillenden Präparaten keine Dysmenorrhöe beseitigen kann; Narkose ist keine Behandlung. Vortr. gehört keiner der sich bekämpfenden psychoanalytischen Schulen an; sein Verfahren kommt vielleicht dem Verfahren von Dubois am nächsten. Vortr. wollte keine vollständige Aufzählung der Komplexe geben, ist auch nicht auf die Suche nach Kindheitserlebnissen und nach Komplexen gegangen. Die Aufklärung der Pat. genügt. Den Ausdruck „Herumstieren im Seelenleben" weist Vortr. zurück. Mit Atropin kann man Erfolge erzielen, aber keine Dauererfolge. Daß die Dysmenorrhöe keine einheitliche Ursache hat, weiß Vortr., die Hauptsache aber ist der psychische Faktor; auch von der Hypoplasie hat Vortr. gesprochen. Daß dysmenorrhöische Beschwerden fehlen, wenn die Menses fehlen, ist selbstverständlich. Konstitution ist Phrase, weil sie nichts Reelles ist. Die Einteilungen (asthenischer, pyknischer etc. Habitus) treffen im Einzelfall nie zu. Mit diesem Wort Psychasthenie ist nichts getan; höchstens fühlt sich die Pat. beleidigt. Von revolutionären Folgen des ersten Koitus für das weibliche Genitale weiß Vortr. nichts (außer im Falle der Gravidität), wohl aber von solchen für die Psyche. Für eine schulmäßig ausreichende Psychoanalyse hatte Vortr. nicht genug Zeit. Die Traumen werden in der ausführlichen Arbeit dargestellt werden. Daß die Menstruation an sich ein Trauma ist, kann nur ein Analytiker sagen. Vortr. lehnt jedes Hineindeuten in die Psyche ab, jede Symbolik ab.* Vortr. hat nicht alle Methoden der Dysmenorrhöebehandlung erwähnen wollen, hat darum die Fließ'sche Theorie nicht besprochen, die doch oft nur vorübergehende Erfolge bringt. Daß unerwartete erste Menstruation ein psychisches Trauma ist, wird abgelehnt. Ohne gute und eingehende Anamnese ist Psychotherapie undenkbar. F.

Notizen.

Wien, 8. Dezember 1928

— Generalversammlung und Wahlen der W. O. finden am 13. d. M. um $^1/_2$7 Uhr abends im Sofiensaale statt. Es ist Pflicht jedes Kollegen, dem die Freiheit des Ärztestandes am Herzen liegt, an der Generalversammlung teilzunehmen und sowohl durch Abgabe des Stimmzettels für den offiziellen Wahlvorschlag mit dem Kollegen Dr. Georg Weinländer an der Spitze als durch Zustimmung zu den von der Leitung gebrachten Anträgen und Genehmigung des Tätigkeitsberichtes für die Haltung der gegenwärtigen Leitung nach besten Kräften einzutreten. Hierzu ist ein Verbleiben in der Generalversammlung bis zum Schlusse der Sitzung unbedingt nötig. Obwohl infolge der Kürze der verflossenen Zeit seit Amtsantritt selbstverständlich noch nicht all das errungen werden konnte, was der Leitung als programmatisches Ziel vorschwebt, so glaubt diese doch mit dem bereits Geleisteten ruhigen Gewissens vor die Generalversammlung treten zu können. Die Leitung glaubt dies deshalb, weil sie stets getreu dem Programm, auf Grund dessen sie gewählt wurde, vorgegangen ist, vieles von demselben bereits durchgeführt hat, das Übrige aber, das noch nicht durchgeführt werden konnte, soweit vorbereitet und gefördert hat, als es die der Organisation gegenwärtig zur Verfügung stehenden Mittel und Kräfte erlaubten. Diese Kräfte zu stärken und auszubauen, ist eine der dringendsten Aufgaben der Organisation. In dieser Hinsicht ist die Führung aber zum großen Teile auf die Mitarbeit der Kollegenschaft angewiesen, welche durch zahlreiches Erscheinen in der Generalversammlung Gelegenheit hat, in eindrucksvoller Weise zu bezeugen, welche Meinung in der Mehrheit der Ärzteschaft herrscht und welche Richtlinien sie von der Führung befolgt wissen will. Die Generalversammlung ist der einzige Ort, wo ein akademischer Stand, der im heutigen rohen Spiel der politischen Kräfte leider vielfach zur Einflußlosigkeit verurteilt ist, seine Stimme in der ihm zustehenden würdevollen Art erheben kann; jeder entspreche daher in dieser nicht nur seiner Pflicht sondern übe auch sein vornehmstes Recht!

— Chefarzt der Bundespolizeidirektion in Wien Hofrat Dr. Anton Merta erhielt das große silberne Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich.

— Primararzt Professor Dr. Emil Mattauschek erhielt den Titel eines Hofrates.

— Primararzt und Leiter des Allgemeinen Krankenhauses in Klosterneuburg Dr. Artur Weiß erhielt den Titel eines Obermedizinalrates.

— Gerichtsirrenarzt des Landesgerichtes für Zivilrechtssachen Wien Dr. Dominik Stelzer erhielt den Titel eines Regierungsrates.

— Oberstadtarzt Dr. Hans Latzel, Dr. Heinrich Jellinek und Dr. Wilhelm Landau in Wien, ferner Gemeindearzt Dr. Karl Claus in Poysdorf erhielten den Titel eines Medizinalrates.

— Im Kanton Waadt wurde ein Gesetzentwurf in zweiter Lesung angenommen, nach dem unheilbare Geisteskranke oder Geistesschwache künstlich unfruchtbar gemacht werden dürfen, wenn der Gesundheitsrat nach ärztlicher Untersuchung seine Zustimmung erteilt.

— Von Perles' „Wiener Literarischen Signalen" ist soeben der Weihnachts-Katalog erschienen, welcher die zahlreichen Kalender unseres Verlages verzeichnet, Mitteilungen über neue schöngeistige und wissenschaftliche Literatur bringt und mit Selbstanzeigen von Franz Karl Ginzkey, Ernst Glaeser, T. W. Mac Callum, Walter v. Molo, Robert Neumann, Alfred Polgar, Dr. E. Rothe, Otto und Alice Rühle, Arno Schirokauer, Dr. Justus Schmidt und Dr. R. F. Weiß geschmückt ist.

— Professor Dr. Leopold Moll ordiniert Montag, Mittwoch und Freitag von $^1/_2$5 bis 6 Uhr VIII., Langegasse 70 (T. A 22-303).

— Facharzt für Augenkrankheiten Dr. Karl Safar, Assistent der I. Universitäts-Augenklinik, ordiniert ab November 1928, Wien, VIII., Schlösselgasse 22, Telephonnummer B 42-3-16.

— Fachärztin für Kinderkrankheiten Dr. Vinzenzia Safar ordiniert ab November 1928, Wien, VIII., Schlösselgasse 22, Telephonnummer B 42-3-16.

— Das Parksanatorium Hütteldorf-Hacking, XIII., Vinzenz Heßgasse 29 (Chefarzt: Med.-Rat Dr. A. Richter) hat die neue Tel.-Nr. R 32-1-80 und R 32-4-98.

— Das Sanatorium Westend, Purkersdorf bei Wien, hat die neue Telephonnummer R 33-5-65.

— In der Volksheilstätte der Österreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuze in Grimmenstein a. d. Aspangbahn gelangt die Stelle eines Hilfsarztes in der Kategorie eines Sekundararztes, beziehungsweise -Aspiranten zur Besetzung. Erforderliche Vorbildung: Für Sekundararzt mindestens einjährige Spitalspraxis in den medizinischen Hauptfächern und ein Jahr Heilstättenpraxis. Für Aspiranten ein Jahr Spitalspraxis. Besonders erwünscht: Kinderärztliche Spitalspraxis. Bezüge und sonstige Bedingungen im Wesentlichen angeglichen den Bestimmungen der Fondsspitäler. Anbote bis 16. Dezember 1928 an das Sanitäts-Departement der Österreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuze, Wien, I., Milchgasse 1.

Seminarkalender des Wiener medizinischen Doktorenkollegiums 1928—1929.

Montag, 10. Dezember. Thrombosen und Embolien (Ursachen, Prophylaxe, Therapie, Folgezustände) Referenten: Maresch, Schnitzler.

Zeit: Präzise $^1/_2$7 Uhr abends.

Ort: Billrothhaus, IX., Frankgasse 8.

Der wissenschaftl. Ausschuß.

Wiener Biologische Gesellschaft.

Montag, den 10. Dezember: Professor G. Mansfeld (Pécs, als Gast): Über Herztonus und Herzerweiterung. (Mit kinematographischen Demonstrationen.) Ort: Hörsaal der I. Medizinischen Klinik Professor Wenckebach. Beginn 7 Uhr.

Der Vorstand.

Mütterlehrkurse der Volkspatenschaft.

Die Vorträge finden an Dienstagen um 6 Uhr abends im großen Vortragssaale der Bundesanstalt für Körperausbildung,

11. Dezember. Frau Helene Goldbaum: Was leistet der Kindergarten?

Zeit und Ort der angeschlossenen praktischen Übungen wird mündlich bekanntgegeben. Anmeldungen und Auskünfte in der Vereinskanzlei, I., Dorotheergasse 6, Telephon R 21-7-20.

Geburtshilflich-Gynäkologische Gesellschaft in Wien.

Sitzung, Dienstag, den 11. Dezember 1928 im Hörsaale der II. Universitäts-Frauenklinik Professor Kermauner. Tages-Ordnung: A) ½19 Uhr Vorstandssitzung. B) 19 Uhr Administrative Sitzung (Wahlsitzung). C) Wissenschaftliche Sitzung. 1. Katz: Enukleation eines Zervixmyoms unter der Geburt. 2. Szenes: Lymphosarkomatose der inneren weiblichen Genitalien und der Harnblase. 3. Kraul: a) Fibroma ovarii; b) Totalprolaps und Karzinom. 4. Klaften: Tumor placentae. 5. Mestitz: Fibroma ovarii. 6. Steinhardt: Seltene Genitaltumoren.

Klaften. Kermauner.

Gesellschaft für Kinderheilkunde.

Die nächste Sitzung findet Mittwoch, den 12. Dezember um 7 Uhr abends im Hörsaale der Univ.-Kinderklinik statt. Vorsitz: Herr Friedjung. Programm: 1. Administrative Angelegenheiten. 2. Demonstrationen. 3. Mitteilung: Herren Baar und Grabenhofer: Die perkutane Diphtherie-Immunisierung nach Löwenstein. 4. Vortrag: Josef K. Friedjung: Erziehung und Kinderheilkunde.

Der Vorstand.

Wiener Dermatologische Gesellschaft.

Programm der Sitzung vom Donnerstag, den 13. Dezember, um ½6 Uhr abends im Hörsaale der Klinik Professor Arzt: Demonstrationen.

Der Vorstand.

Gesellschaft für innere Medizin in Wien.

Sitzung am Donnerstag, den 13. Dezember 1928, präzise 7 Uhr abends im Hörsaal der II. Univ.-Klinik Hofrat Ortner. IX., Allg. Krankenhaus. Programm: a) Administrative Sitzung. b) Demonstrationen.

Kollegen, die zu demonstrieren wünschen, werden ersucht, ihre Demonstration bei Professor Dr. N. Jagic, VIII., Schlösselgasse 22, mittels Korrespondenzkarte anzumelden.

Akademischer Verein für medizinische Psychologie.

Dr. Otto Kauders (Assistent der Universitätsklinik für Neurologie und Psychiatrie): Selbstmord und psychische Hygiene. Zeit: Donnerstag, 13. Dezember, 8 Uhr abends. Ort: Hörsaal des Pharmakologischen Institutes.

Der Vorstand.

Zahnärztliche Gesellschaft in Wien.

Donnerstag, den 20. Dezember 1928, ½7 Uhr, im großen Hörsaale des Physiologischen Instituts, IX., Schwarzspanierstraße Halbmonatsversammlung. Tagesordnung: 1. Mitteilungen des Präsidenten. 2. Josef Weinmann: Zur Ätiologie der Fissurenkaries. 3. Diskussion zu: E. Bustin und M. Leist: Röntgenstudien am kindlichen Gebiß. 4. Eventualia.

H. Schlein, dz. Schriftführer. E. Steinschneider, dz. Präsident.

Der heutigen Auflage liegt bei ein Prospekt der **Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H., Hanau a. M.** über **Hygienische Schutzringe und Hygienische Unterlagen.**





Alleinige Anzeigen-Annahme: Annoncen-Expedition ROCK & HERZFELD, Wien, I., Adlergasse 8.

Druck: Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien, III., Steingasse 25.